

Berliner Volksblatt.

Organ für die Interessen der Arbeiter.

Das „Berliner Volksblatt“ erscheint täglich Morgens außer nach Sonntagen und Festtagen. Abonnementspreis für Berlin frei in's Haus vierteljährlich 4 Mark, monatlich 1,35 Mark, wöchentlich 35 Pf. Postabonnement 4 Mark. Einzelne Nr. 5 Pf. Sonntags-Nummer mit illustr. Beilage 10 Pf. (Eingetragen in der Postzeitungspreislifte für 1885 unter Nr. 746.)

Insertionsgebühr
beträgt für die 2 gespaltene Beizeile oder deren Raum 40 Pf. Arbeitsmarkt 10 Pf. Bei größeren Aufträgen hoher Rabatt nach Uebereinkunft. Inserate werden bis 4 Uhr Nachmittags in der Expedition, Berlin SW., Zimmerstraße 44, sowie von allen Annahmestellen, ohne Erhöhung des Preises, angenommen.

Redaktion und Expedition Berlin SW., Zimmerstraße 44.

Abonnements-Einladung.

Mit dem 1. Januar l. J. eröffnen wir ein neues Abonnement auf das

„Berliner Volksblatt“

mit der wöchentlichen Gratis-Beilage

„Illustrirtes Sonntagsblatt“.

Wir bitten nunmehr auf ein Bestehen von dreizehn Jahren zurück, und der Anklang, den unser Blatt überall gefunden hat, beweist, daß wir uns mit den Ansichten unserer Leser vollständig in Uebereinstimmung befinden.

Wir werden vom 1. Januar l. J. ab vor allen Dingen unsere Aufmerksamkeit den parlamentarischen Vorgängen widmen; wir werden die Berichte aus den gesetzgebenden Körperschaften so ausführlich bringen, daß wir mit den größten Berliner Zeitungen erfolgreich zu konkurrieren im Stande sind.

Der Abonnementspreis beträgt für Berlin wie bisher 4 Mark pro Quartal, 1,35 pro Monat, 35 Pf. pro Woche.

Bestellungen nehmen sämtliche Expediteure, sowie die Expedition dieser Zeitung an. Für Ausherbild nehmen alle Postanstalten Abonnements für das nächste Quartal zum Preise von 4 Mark entgegen.

Die neu hinzutretenden Abonnenten erhalten den bisher erschienenen Theil des fesselnden Romans

„Gesucht und gefunden“

gegen Vorzeigung resp. Einwendung der Abonnements-Quittung in unserer Expedition

Zimmerstraße 44,

in einem Separatabzuge gratis und franko nachgeliefert.

Probenummern stehen den Freunden unserer Zeitung selbst in größerer Anzahl stets zur Verfügung. Wir bitten hieron recht ausgiebigen Gebrauch zu machen, damit das „Berliner Volksblatt“ in immer weiteren Kreisen Eingang finde.

Das deutsche Volk

geht diesmal, wie so häufig schon, zu Weihnachten wieder einmal leer aus. Nicht einmal eine rationelle Regelung der Krankenversicherung konnte ihm als Weihnachtsangebinde geschenkt werden. Der Antrag der Arbeiterpartei und der aus demselben hervorgegangene verwässerte Antrag des national-liberalen Abgeordneten Strackmann sind zwar im Reichstag noch zur Berathung gekommen und letzterer ist auch angenommen worden, jedoch hat er bislang nicht die Zustimmung des Bundesrathes erhalten können, die erst im nächsten Jahre erfolgen wird.

Handdruck verboten.

Fenilleton.

47 Gesucht und gefunden.

Roman von Dr. Dux.

(Fortsetzung.)

„Herr Brand freute sich anfänglich darüber,“ versetzte Harber, „weil er aus dieser Aufforderung schloß, daß der gnädige Herr sich wohler befinde, als sonst.“

Rodenburg nickte. „Ja, ja, Ursache zur Besorgniß hat Brand nicht,“ sagte er, nachdem der Sekretär sich entfernt hatte.

„Wer denkt daran!“ erwiderte Amberg. „Aber wir wollen doch die Kontrolle vornehmen, genau so, als ob wir eine Unredlichkeit vermutheten. . . . Emmy, mein Kind, nimm Du die Liste der Statthalter, ich werde die Bücher nehmen und so werden wir Posten für Posten vergleichen. . . . Daß Alles in Ordnung ist, versteht sich von selbst; allein durch sein Vertrauen darf man sich niemals abhalten lassen, seine Pflicht zu thun.“

Die Arbeitsbücher trugen auf dem Umschlag jedesmal die Namen Derjenigen, deren Leistungen in demselben verzeichnet waren.

Eine Reihe von Büchern war bereits kontrollirt, und freiz hatte Emmy, wenn Amberg den Posten aus dem Buche vorlas, mit einem „Stimmt!“ beantwortet.

„Stellmacher Barthel!“ sagte Amberg, ein neues Buch zur Hand nehmend. „Vier Tage im Lohn gearbeitet, zwei Tage auf Stück; einen Wagen reparirt, zwei neue Pflüge gefertigt. In Summa 17 Thaler 12 Groschen.“

„Halt!“ rief Emmy, „hier stimmt es nicht! Hier steht fünf Tage im Lohn, ein Tag auf Stück und nur die Reparatur des Wagens. In Summa 10 Thaler.“

„Du irrst, mein Kind! Sieh' genau nach,“ ermahnte sie Amberg.

„Ich sehe Alles genau, Onkel! Es steht nichts Anderes hier in der Kontrol-Liste.“

Rodenburg war bis jetzt der langweiligen Rechnungs-Kontrolle gar nicht gefolgt. Ermüdet hatte er vor sich hin geblickt, und auf die Vergleichung der Bücher keine Auf-

merksamkeit gewandt. Erst jetzt, als sich eine Differenz herausstellte, wandte er sich langsam nach Amberg und seiner Nichte um. „Sollte Barthel da einen Irrthum begangen haben?“ fragte er. „Das scheint in der That so!“ erwiderte Amberg, „denn hier sind 7 Thaler 12 Groschen in seinem Arbeitsbuche mehr verzeichnet, als in der Kontrol-Liste stehen.“ „So müssen wir Brand darauf aufmerksam machen; er muß den Irrthum aufklären.“ „Hm! Es wäre wohl besser, wenn wir uns direkt an Barthel und den Statthalter, welcher den Posten in die Kontrol-Liste eingetragen hat, wendeten,“ meinte Amberg. „Wozu die Weitläufigkeit?“ erwiderte Rodenburg gleichgiltig. „Weshalb wollen Sie sich diese Mühe machen, lieber Freund? Es bedarf ja weiter nichts, als Brand darauf aufmerksam zu machen, und das noch nicht einmal. Brand wird die Differenz schon selbst herausfinden und die Mehrforderung streichen.“ „Sie haben uns einmal mit der Kontrolle betraut, lieber Freund — verzeihen Sie, daß ich Ihnen widerspreche — so gestalten Sie uns auch, unsere Funktion so auszuüben, wie es uns am zweckmäßigsten erscheint.“ „Nun meinestwegen!“ sagte Rodenburg mißmüthig. „Machen Sie, was Sie wollen; aber machen Sie es kurz.“ Emmy hatte bereits die Glocke gezogen, um Charlotte, welche sofort erschien, den Auftrag zu geben, erst den Statthalter und dann Barthel zu rufen. Leise, und von Rodenburg unbemerkt, flüsterte sie ihr einige Worte zu. Charlotte entfernte sich.

Nach kurzer Zeit erschien der Statthalter. Der Mann erklärte mit großer Bestimmtheit, daß seine Angabe die richtige sei. Zwei neue Pflüge seien in dieser Woche nicht gefertigt, und außerdem sei es auch nicht möglich, in zwei Tagen die genannten Gegenstände anzufertigen und dazu noch die Reparatur eines Wagens bewerkstelligen zu können. Das schien einleuchtend.

Nachdem sich der Statthalter mit einem tiefen Bückling

überhaupt hat die neue Krankenkassen-Versicherung die jetzt noch mehr Unzufriedenheit erzeugt, als Befriedigung. Zahlreiche Behörden, besonders in den kleinen Orten, können sich recht schwer in die Materie finden und gewärtigen stündlich eine Nase, von oben ertheilt. Vorstände verschiedener freier Hilfskassen sind ärgerlich, daß ihnen die behördliche Genehmigung verweigert worden ist, da sie sich im letzten Augenblicke — in vielen Orten wurde der ortsübliche Tagelohn erst vier bis fünf Wochen vor dem Schlußtermin veröffentlicht — nicht mehr nach dem Gesetze einrichten konnten; die Mitglieder dieser Kassen gehen mürrisch in die Zwangskassen, natürlich in der Absicht, dort bald wieder auszutreten, aber immer mißmüthig über die erfolgte Störung; zahlreiche Arbeitgeber wollen keine Arbeiter in Arbeit nehmen, welche den Orts- oder Gemeindefassen angehören, um keine Zuschüsse zu den Zwangskassen zu leisten. Und im Uebri- gen kommt es zu einem großen Arbeiterkrawall, weil die alte Kasse, aus welcher die Arbeiter schon längst aus französischen Zeiten her in Krankheitsfällen auf unbestimmte Zeit Unterstützung bezogen, in eine dem Gesetze entsprechende Kasse umgewandelt worden ist, aus der sie nur für 13 Wochen Unterstützung erhalten.

Die Krankenkassen-Versicherung also hat sich bis jetzt noch nicht besonders als Weihnachtsgeschenk für das deutsche Volk bewährt.

Von der Unfallversicherung läßt sich vorläufig weiter gar nichts sagen, als daß die Regierung noch verschiedene Arbeiterkategorien, die im Gesetze nicht angeführt sind, versichern will. Ein darauf bezüglicher Gesetzentwurf ist auch schon im Reichstage eingebracht worden.

Auch von der Altersversorgung und der Arbeiter-Invalidenpension ist gegenwärtig Alles ruhig. Und doch ist eine Regelung dieser Materie gewiß viel wichtiger, als die Regelung der Kranken- und Unfallversicherung. Es heißt sogar, daß man im Schooße der Regierung über die Anfänge der Berathung eines Altersversorgungsgesetzes noch nicht hinausgekommen sei und daß man gar nicht daran denken könne, in der gegenwärtigen Reichstagsession eine Gesetzesvorlage zu machen. Ob danach die gegenwärtige Legislaturperiode überhaupt sich mit einem Altersversorgungsgesetz beschäftigen wird, ist nun auch wohl fraglich geworden.

Vor den Ferien beschäftigte den Reichstag hauptsächlich der Etat und das vorhandene Defizit oder sagen wir der „Ausfall in den Einnahmen“; nach den Ferien wird der Reichstag in der Behandlung dieser unerquicklichen Materie fortfahren. Daß es bei solchen Verhandlungen zu allerlei Unlieblichkeiten zwischen der Re-

gierungsvertretung und der Volksoertretung kommen muß, ist selbstverständlich. Wer den „Ausfall“ eigentlich verschuldet hat? Allgemein meint man die Kräfte in der Zuckerindustrie! Das nächste Mal wird es eine andere Kräfte sein. Wir leben in einer leisenreichen, hallofen Zeit in Bezug auf die wirtschaftlichen Zustände.

Und eine solche Zeit läßt das Volk nicht zum vollen Genuß einiger wohlverdienter Ruhetage, der Weihnachtstage kommen.

Wie aber soll das Defizit getilgt werden? Die Vertreter der Reichsregierung schweigen, sie erwarten vom Reichstage, was sonst nicht üblich ist, die Initiative.

Die Konservativen kommen ihnen zu Hilfe und schlagen eine Regelung der Börsensteuer vor. Wenn man überhaupt neue Steuern für nothwendig hält, so dürfte eine solche Steuer nicht gerade die schlimmste sein.

Aber dieselben Konservativen verlangen auch eine Erhöhung des Getreidezolles und zwar von einer Mark vom Doppelcentner auf fünf Mark.

Das einzige, was gegenwärtig nicht theuer ist, das ist das Brod! Amerikanische und indische Konkurrenz und leidliche Ernten haben dies verursacht. Fällt die Ernte einmal in den getreidebauenden Ländern schlecht aus, so erhält das Volk so wie so schon theueres Brod. Würde aber der Vorschlag der Konservativen angenommen, so würde auch bei leidlich guten Ernten dem Volke das Brod ganz bedeutend verteuert werden.

Dieses konservative Weihnachtsgeschenk, welches unter der heuchlerischen Maske einer „nationalen Forderung“ dem Volke gereicht wird, würde zu einer großen Last gerade der ärmeren Klassen werden, es ist eine nationale Unge-

rechtigkeit.

Kurze Zeit hieß es auch, als ob die Regierung dem Volke zum Weihnachtsgeschenk die Auflösung des Reichstags schenken wolle, da in zahlreichen wichtigen Fragen die Majorität des Reichstags nicht einig ist mit der Reichsregierung.

Dieses Geschenk hätte das Volk schon annehmen können. Jede Wahl wirkt erzieherisch auf die Wähler.

Und Parteien, die nicht kleinliche Tagesvortheile verfolgen und all ihre Dichten und Trachten auf Augenblickserfolge richten, brauchen sich niemals vor einer Wahl zu scheuen, sie werden nach und nach immer weitere Erfolge erringen.

So auch die Arbeiterpartei.

Doch vorläufig ist es mit der Reichstagsauflösung nichts: soll doch Fürst Bismarck selbst gesagt haben, daß aus einer etwaigen Neuwahl kein willigerer Reichstag für die Regierung hervorgehe. Doch was nicht ist, kann werden

vor Herrn Rodenburg entfernt hatte, traf Barthel ein. Er machte ein sehr unglückliches und sehr verlegenes Gesicht. Mit einem Blick voll namenloser Angst schaute er Emmy an, als wollte er sagen:

„Da haben wir die Bescheerung! Sie haben mich verleitet, nun sitze ich in der Dinte.“

Emmy trat nahe an ihn heran. „Barthel, ich fordere Sie auf, die volle Wahrheit zu sagen. Wehe Ihnen, wenn Sie ein einziges Wort verschweigen! . . . Hier in Ihrem Arbeitsbuche stehen 7 Thaler 12 Groschen mehr notirt, als Sie zu fordern haben. Was veranlaßte Sie zu diesem Betruge?“

Rodenburg erhob sich; ihn selbst fing die Sache jetzt zu beunruhigen an. Er trat an den Schreibtisch und nahm das Arbeitsbuch in die Hand.

Diesem Augenblick benutzte Emmy, um dem Ranne zuzusteuern:

„Sie sind um Ihr Brod, wenn Sie nicht thun, was ich Ihnen befohlen habe!“

Er richtete einen fast stehenden Blick auf sie, als wollte er sie bitten, von der Forderung abzustehen, deren Erfüllung ihm widerstrebe; aber er begegnete keinem Mitleiden, sondern einem erbarmungslosen, kalten, gebieterischen Blicke.

Jetzt wandte sich Rodenburg an ihn:

„Die Differenz ist in der That da, es ist nicht zu leugnen. Nun, Barthel, wie erklären Sie dieselbe?“

Noch einen letzten stehenden Blick richtete er auf Emmy, dann antwortete er, während seine Brust krampfhaft arbeitete, und er verlegen auf seinen Hut herabschaute, den er in den Händen hielt:

„Gnädiger Herr! Ich schrieb mehr auf, als ich zu fordern hatte, auf Herrn Brand's Befehl.“

„Du lügst!“ fuhr ihn Rodenburg an. „Brand beschließt die keine Unredlichkeit!“

„Mein lieber Freund,“ sagte Amberg ermahnend, „sprechen Sie die Wahrheit. . . Was sollte Herrn Brand veranlaßt haben, Sie dazu aufzufordern?“

„Um den Mehrbeitrag für sich zu behalten,“ antwor-

— Mismuth und Aergerniß ist nach allen Seiten hin genug angehäuft.

So feiert das deutsche Volk weder in wirtschaftlicher, noch in politischer Beziehung ruhige und fröhliche Weihnächten — mögen unsere Leser sie im Schooße der Familie, in den Reihen ihrer Freunde finden. In diesem Sinne grüßen wir aus freudigem Herzen:

„Bergnigte Feiertage!“

Die „Sozial-Politik“ der National-liberalen.

Nationalliberale Blätter verbreiten unter vorstehender Ueberschrift einen Artikel, der in ernster Fassung viele Blüthen unfeinwilliger Komik enthält.

Zuerst wird eingehend der Beweis geführt, daß der moderne Staat immer in das soziale Leben seiner Bürger eingegriffen habe und nicht bloß „Nachwächter des Eigenthums“ gewesen sei. Ob dieser Beweis gelungen ist, mögen unsere Leser ermessen an dem Beweismaterial, welches angeführt wird. Es heißt nämlich da, daß der Staat in die soziale Rechtsphäre des Einzelnen positiv eingegriffen habe durch Einführung der allgemeinen Schulpflicht, der Wehrpflicht, der Steuerpflicht, dann durch das Expropriationsrecht des Staates.

Das sind allerdings recht billige Argumente! Durch derartige Rechte und Pflichten wird allerdings das Verhältnis des Staates zu den Staatsangehörigen und umgekehrt geregelt und zwar auch in sozialer Beziehung, aber nicht das soziale Verhältnis der Staatsangehörigen untereinander.

Und darin liegt der Unterschied. Bei Festsetzung der obenangeführten Rechte und Pflichten und bei den verschiedenen anderen dieser Art macht sich der manchesterliche Staat wahrlich nicht zum Regulator der sozialen Verhältnisse.

Das unterscheidet eben den manchesterlichen Staat von dem Staate der wahrhaften Sozialreform, daß ersterer sich durchaus nicht darum bekümmert, auf welche Weise die sozialen Verhältnisse der Einwohner unter einander geregelt werden. In diese Regelung aber wohlthätig einzugreifen, das soll eben eine Hauptaufgabe, eine Hauptpflicht des sich immer idealer entwickelnden Staates werden.

Dies mag auch wohl der nationalliberale Artikelschreiber gefühlt haben, denn er gesteht ein, daß in den ersten sechs Jahrzehnten dieses Jahrhunderts dem Prinzip der persönlichen Freiheit eine verhältnismäßig weitgehende Berücksichtigung zu Theil worden sei, und sagt: — „das war die Periode des Manchesterthums“. — Also doch! Und sie war es! Dabei wollen wir nicht zu bemerken unterlassen, daß diese „Periode des Manchesterthums“ unumgänglich notwendig war zur Entwicklung der Gesellschaft, ebenso wie der politische Liberalismus ein notwendiges Mittel war zur Bildung des modernen Staates, und also auch einmal seinen Tag hatte, an welchem ihm eine ernsthafte Bedeutung zukam. Das war auch einmal!

Nicht der Liberalismus, der wirtschaftliche und der politische, ist durch den modernen Staat entstanden, sondern der moderne Staat ist dem Liberalismus entsprungen; deshalb mußte derselbe auch den liberalen Ideen huldigen und die „Nachwächterrolle“ übernehmen.

Nach dieser „Periode des Manchesterthums“ sei nun, so meint unser nationalliberaler Artikelschreiber, zu Mitte der sechziger Jahre eine Aenderung dahin eingetreten, daß man eingesehen habe, „daß die sozialistische Seite der modernen Wirtschaftsordnung stärker zu berücksichtigen sei, weil die bisherige Entwicklung der Dinge, namentlich in der Lage der arbeitenden Klassen, Miskstände hatte hervortreten lassen, deren Beseitigung unabwendbar wurde.“

So, da wären wir also zu den Anfängen des sozialen Staates gelangt. Hier zeigt sich also wieder, daß nicht etwa erst der soziale Staat entsteht und in demselben die sozialen Ideen gefördert werden, sondern daß die sozialen Ideen den sozialen Staat erzeugen, wie die liberalen Ideen den modernen liberalen Staat erzeugt haben.

Soweit wäre nun Alles ganz richtig. Das merkt auch unser heidelbergischer Artikelschreiber und er merkt zugleich, daß er den nationalliberalen Karren ganz verfahren hat. In seiner Verlegenheit macht er trotz seines ganz ernsthaften Gewandes einen grandiosen Bocksprung, um den ihn „Aujust“ im Hokus Hokus beneiden wird.

Unser Nationalliberaler argumentirt nämlich, daß durch das Festhalten am Manchesterthum „die ganze moderne Gesellschaftsordnung in Frage gestellt werde“. — Lediglich durch eine intensivere Sozialpolitik, als früher! — „immer aber auf der Grundlage des modernen Staates, d. h. unter gleichzeitiger möglichstster Rücksicht auf das Prinzip der individuellen Freiheit“ — könne die Rettung erfolgen. Was das hier heißt: „Prinzip der individuellen

Freiheit“ liegt auf der Hand. Nicht was die Worte wirklich besagen, sondern: Wahrung der Ausbeutungsfreiheit für den, der jetzt die Macht hat, auszubenten. Das also ist die nationalliberale Sozialpolitik! Ganz gewiß echt nationalliberal ist dieses „Belz waschen, ohne ihn naß zu machen.“

„Es soll durchaus keine neue weltgeschichtliche Aera beginnen“, heißt es dann weiter. Welch kindische Annahme liegt in diesem Orakel! Ebenso mag aus vor bald hundert Jahren ein französischer Nationalliberaler gewünscht haben — aber, diese neue Aera begann doch. So wird auch unser Nationalliberaler nicht verhindern können, daß das Manchesterthum von einer gesunden Sozialpolitik mit Haut und Knochen ausgezehrt wird.

Unser Nationalliberaler hat nun aber auch eine gewisse Angst davor, daß die Sozialpolitik des Fürsten Bismarck in die feudalen Zustände des Mittelalters zurückführen könnte. Er stellt sich in Festerstellung, hebt die Hand auf zum Schwur und ruft mit drohender Stimme: „Wenn sich herausstellte, daß die Regierung auch nur in etwas auf diese Bahn der Reaktion einlenken wollte, so würde sie keinen erbitterteren Gegner finden, als die nationalliberale Partei!“

Das muß helfen! Wir sehen schon, wie Fürst Bismarck vor der nationalliberalen Partei ins Mausloch kriecht, wie die anderen Regierungsmitglieder händelfaltend auf den Knien um Gnade bitten! Wer würde da nicht gerührt? —

Aber auch unseren Artikelschreiber ergreift offenbar das Mitleiden, denn er sagt, daß Bismarck sicherlich nicht so schlimm sei: denn „die staatssozialistischen Pläne der Regierung unterscheiden sich von den Lehren des fortschrittlichen Manchesterthums in Wahrheit nur quantitativ, nicht qualitativ.“

„Aujust! Aujust! Nu aber raus!“ — mit diesem Ausruf empfehlen wir uns ergebenst dem nationalliberalen Artikelschreiber und der nationalliberalen „Sozialpolitik“.

Politische Uebersicht.

Attentats- und Schauernachrichten von allen Ecken und Enden. Aus Rußland, dem historischen Land der Attentate, kam vor einigen Tagen die Nachricht von einem nihilistischen Attentat auf einen Eisenbahnzug; in England fand auf dem Bahnhof von Windsor eine Explosion, angeblich erzeugt durch eine „Höllmaschine“, statt, und in Oesterreich wurden Anarchisten und gefährliche Sprengstoffe entdeckt. Dazu kamen dann noch die Attentäter, welche angeblich in Elberfeld und Stettin reisefähig angetroffen wurden, so daß man sich schließlich nicht zu wundern brauchte, wenn dem guten Spieghelbürger die Haare zu Berge standen. Manchem möchte in der That die Situation etwas unheimlich erscheinen, da alle diese Nachrichten ja schwarz auf weiß in den Zeitungen zu lesen waren, deren Inhalt der echte und rechte Zeitungsläser für baare Münze nimmt. — Kaum war indeß die letzte Attentatsgeschichte verflüchtigt, so stellte sich die erste schon als Schwindel heraus. Und nach und nach läßt sich konstatiren, daß — erfreulicher Weise — sämtliche diesbezügliche, grausige Geschichten auf Erfindung beruhen. — Weder in Elberfeld noch in Stettin waren Anarchisten ergriffen; in Rußland hatte kein Attentatsversuch stattgefunden und die Höllenmaschine auf dem Bahnhofe zu Windsor in England entpuppte sich als Theile von einer Angelrute. Die Schwatze, welche die in Oesterreich gefassten Anarchisten bei sich führten, und welche nach den ersten Alarmnachrichten Dynamit enthalten sollte, birgt einer neueren Nachricht zufolge nichts weiter als — Siefelmische in sich. — Unter solchen Umständen tritt aber die berechtigte Frage in den Vordergrund: „Woher kommen derartige Alarmanachrichten, und wer sendet dieselben in die Welt?“ — Unserer Ansicht nach spielt der Erfinder solcher aufregender Nachrichten dieselbe Rolle, welche der Hebler zum Stehler einnimmt und deshalb wäre es gewiß an der Zeit, der Sache einmal auf den Grund zu gehen und den „Machern“ das „Handweil“ zu legen.

Oder aber sollte es wahr sein, was man sich hier und da erzählt, daß solche Nachrichten von Zeitungen gefälscht und mit Wissen und Willen bestimmter Verlonen fabrizirt werden? — Wir wissen es nicht. Auf alle Fälle aber wird es nöthig sein, das Dunkel zu lichten, welches über diesen Schauernachrichten schwebt, und die Behörden würden gut thun, nach dieser Seite hin ihre Thätigkeit zu entwickeln.

Der Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten erläßt folgende Bekanntmachung: Unter Berücksichtigung der in den Einkaufspreisen mehrerer Drogen und Chemikalien eingetretenen Veränderungen und der hierdurch notwendig gewordenen Aenderung in den Tarifen der betreffenden Arzneimittel habe ich eine Revision der Arzneitaxe angeordnet und hiernach eine neue Auflage derselben ausarbeiten lassen. Die demgemäß obgedruckte Taxe tritt mit dem 1. Januar 1885 in Kraft und enthält wiederum im Anhange Vorschriften zur Bereitung einer Anzahl gebräuchlicher, in die Pharmacopoea Germanica nicht aufgenommenen Arznei-

Sie alles Vertrauen geschenkt haben, so habe ich keine Ursache zu schweigen. Erfahren Sie denn, daß Brand es ist, der Lucie mit allen Geldmitteln versieht.“

„Brand? Er? Das muß ein Irrthum sein, Amberg!“

„D, ich irre mich nicht! Ihr Verwalter hat kürzlich eine Reise gemacht. Wissen Sie wohin?“

„Ich erinnere mich nicht, ob er mir das Ziel seiner Reise genannt hat.“

„Ich will es Ihnen sagen! Er besuchte Ihre Nichte in der Residenz und zwar in Gesellschaft Ihrer Cousine, des Fräulein Cordelia Rodenburg, in deren Hause Ihre Nichte jetzt lebt. Wie Sie wissen, betrachtet sich Cordelia als die einzige rechtmäßige Erbin, und Lucie rechnet bestimmt darauf, mit ihren Geschwistern, Sie zu vererben. Diese Beiden haben sich nunmehr vereinigt und sich dahin verständigt, daß Sie die Erbschaft mit einander theilen. Bis dahin wird Brand a Konto der zukünftigen Erbschaft so viel an die Damen zahlen, als zu Lucie's anständigem Unterhalt nöthig ist.“

„Mein Gott in welchen Abgrund von Verrath und Falschheit lassen Sie mich blicken!“ rief Rodenburg.

„Es ist genau, wie ich Ihnen sage, lieber Freund! Sie begreifen, daß Brand nicht die Mittel hat, die erforderlich sind, um eine junge Dame in der Residenz komfortabel wohnen und aufzutreten lassen zu können. Das hat den sonst so gewissenhaften Mann zu Unredlichkeiten veranlaßt.“

Die Ueberzeugung, auch von Brand hintergangen zu sein, schmerzte Rodenburg fast eben so tief, als die Entdeckung, daß ihn seine Nichte betrogen. Er hatte in seinen Verwalter ein unbedingtes Vertrauen gesetzt und ihm alle Vollmacht in die Hände gegeben. Der Beweis seiner Untreue war so eklatant, daß gar kein Zweifel erhoben werden konnte. — Noch überlegte er, was er thun sollte, da trat Brand selber ein; er hatte keine Ahnung von dem, was vorgegangen war. Ohne von Fräulein Emmy und ihrem Unsel Notiz zu nehmen, wandte er sich direkt an Rodenburg.

„Haben Sie die Güte gehabt, Herr Rodenburg, die

mittel, wie solche bei der Festsetzung der für diese Arzneimittel ausgeworfenen Preise maßgebend gewesen sind.“

Ueber die Konsequenzen des Krankenversicherungsgesetzes schreibt ein Korrespondent der „Frl. Btg.“: „Die Gültigkeit des Krankenversicherungsgesetzes für land- und forstwirtschaftliche Arbeiter ist bereits in einzelnen Kreisen durch Statut beschlossen. Dabei hat sich nun herausgestellt, daß die durch Führung der Arbeiterversicherungsgeschäfte den Ortsvorstehern erwachsenden Geschäfte, wie die Führung zahlreicher Bücher und Listen — in einem Dorfe betrug die Zahl derselben nicht weniger als sechszehn — die Einkaufung der Arbeiterbeiträge, die Korrespondenz mit der Kreisbehörde u. A. weit über das Maß hinausgehen, welches man im Durchschnitt an die Ortsvorsteher legen darf. Dies und der Umstand, daß die Arbeiter den von den Behörden zur Berechnung des Krankengeldes festgestellten Durchschnittslohn vielfach als den Minimum ausfallen, welchen sie von ihren Arbeitgebern zu beanspruchen haben, sowie die zahlreichen Schreibereien, welche die Anmeldung und Abmeldung von Arbeitern bei der Ortskrankenkasse verursachen, haben vielfach die Gutsbesitzer veranlaßt, nur solche fremde Arbeiter anzunehmen, die bereits in ihrer Heimath versichert sind, und für die einheimischen Arbeiter selbst Fürsorge für den Fall der Krankheit durch Haltung eines Arztes zu treffen. Im Randerow Kreise, wo Versicherungswang besteht, haben denn auch die Gutsbesitzer sich geemigt, fremde Arbeiter nur anzunehmen, wenn sie in ihrem Wohnorte versichert sind.“

Bremen. Wie die „Wes. Btg.“ hört, wird der Berufung im Kollisionsfalle des „Hohenshausen“ Folge gegeben und die Sache vor dem Oberseemrat in Berlin verhandelt werden.

Sagan, 23. Dezember. Nach amtlicher Feststellung erhielt bei der Reichstagswahl im 2. Pommern Wahlkreise (Sagan-Sprottau) v. Jordanbeck (Df.) 6152, Graf Ranig (Konf.) 5499 Stimmen. Ersterer ist somit gewählt.

In Posen fand eine von etwa 500 Personen besuchte Polener Versammlung statt. Es wurde unter Anderem beschlossen, zwei Petitionen, die zur Berlesung gelangten, an den Landtag zu richten. Die eine Petition betrifft die Anlegenheit der Posener Straßenschilder. Der hiesigen städtischen Verwaltung ist nämlich vor 3 Jahren vom Polizeipräsidenten aufgegeben worden, einen bedeutenden Theil Straßenschilder, deren Aufschriften etwas unleserlich geworden waren, durch neue zu ersetzen. Gleichzeitig bestimmte der Polizeipräsident, daß auf den neu angeschaffenden, oder auf den etwa mit neuer Inschrift zu versehenen alten Schildern die Namen der Straßen, welche bisher deutsch und polnisch zugleich angegeben waren, künftig nur in deutscher Sprache zu bezeichnen seien, da das Amtsprachengesetz sich auch auf die Straßenschilder erstreckt. Der Magistrat, welcher die Beibehaltung der bisherigen Bezeichnung der Straßen auf den Schildern wünschte, hat sich im Einverständnis mit der Stadtverordnetenversammlung mit einem Rekursgesuch gegen die Verordnung des Polizeipräsidenten zuerst an die königliche Regierung, alsdann an den Minister des Innern gewandt, ist aber von beiden abschlägig beschieden worden. Dies war der Grund zu der besüglichen, in gestriger Versammlung beschlossenen Petition, in welcher der Landtag gebeten wird, die Aufhebung der in Rede stehenden Verordnung des Polizeipräsidenten zu veranlassen. In der zweiten Petition — der sogenannten „Schulangelegenheits-Petition“ — wird gebeten, der Landtag wolle bewirken, daß in den von polnischen Kindern besuchten Volksschulen beim Unterricht die polnische Sprache eine Gleichberechtigung mit der deutschen habe, daß die Kinder polnischer Bursche auf allen Stufen des Religionsunterrichts in ihrer Muttersprache erhalten und daß dieselben erst dann in den deutschen Schreibunterricht eingeführt werden, wenn sie bereits polnisch lesen und schreiben können. Vergleichene Schulangelegenheitspetitionen sollen auch aus vielen anderen Dörfern der Provinz Posen und Westpreußen an den Landtag gerichtet werden. — Endlich wurde die Entsendung eines Danischschreibers an die Polensfraktion und an alle diejenigen Mitglieder des Reichstages, welche für den Antrag, betreffend die Gleichberechtigung beider Landessprachen im Gerichtswesen, gestimmt haben, beschlossen.

Zu den Anarchisten-Verhaftungen in Oesterreich schreibt man aus Wien, 22. Dezember: Daß der Anarchistenfund in Urfahr unserer Regierung durchaus nicht unwillkommen war, ist gewiß, es scheint aber, als ob derselbe nicht ganz die darauf gestellten Erwartungen befriedigt hätte. Ganz gegen die Gewohnheiten unserer Polizeigewaltigen sucht man die ganze Sache in ein mystisches Dunkel zu hüllen, und hat daher daher den hiesigen Blättern bei Strafe der sofortigen Konfiskation verboten, weitere Mittheilungen darüber zu bringen. Das widerspricht ganz dem bisherigen Uus, indem sonst die Polizei bei wichtigen Entdeckungen, die sie gemacht hätte, stets die erste war, welche die Sache in die Welt hinausposaunte. Der jetzige Modus kann ja vielleicht den Eindruck erzielen, als ob es sich diesmal um ganz besonders wichtige Dinge handele, die womöglich noch gefährlicher wären, als jene von Stellmacher und Kammerer publizirten; thatsächlich

Rechnungsbücher durchzusehen?“ fragte er. „Ich möchte bitten, mir dieselben zurückzugeben, da die Arbeiter bereits im Bureau warten.“

Rodenburg richtete sich kraftvoller empor, als er seit lange gethan. Finster und zornflammenndes Blickes sah er ihn einige Sekunden stumm an.

„Herr Brand“, begann er dann, „ich will hier nicht untersuchen, wie weit die Schurkerei geht, sondern mich begnügen mit dem, was ich weiß; ich will Ihnen diese Demüthigung ersparen, wegen der langen, treuen Dienste, die Sie mir geleistet haben. Ich will Sie nicht vor allen Ihren bisherigen Untergebenen als einen Betrüger brandmarken, und deshalb begnüge ich mich, Ihnen zu sagen, daß Sie noch heute mein Haus verlassen müssen. Nehmen Sie Ihr Gehalt bis zum Ablauf Ihres Kontraktes und übergeben Sie meinem Sekretär die Kasse und die Rechnungen.“

Brand trat überrascht einen Schritt zurück.

„Was soll das bedeuten? . . . Ja, ich begreife!“ sagte er hinzu, indem er dem Prediger Amberg und seiner Nichte eine Blick tiefer Verachtung zuschleuderte. „Es ist gewissen Leuten gelungen, mich zu verleumden, wie man Ihre Nichte, Fräulein Lucie, verleumdete. Ich rathe Ihnen, Herr Rodenburg, in Ihrem eigenen Interesse, hören Sie nicht auf die Stimme nichtswürdiger Verleumder!“

„Schweigen Sie!“ herrschte ihn Rodenburg an; „Ihr Betrug liegt klar zu Tage, versuchen Sie nicht, sich zu reinigen, indem Sie Andere beschuldigen. Ich wollte Ihnen weitere Demüthigung ersparen, doch, wenn Sie es nicht anders wollen, so nehmen Sie die Beschämung hin, mir eine Frage beantworten zu müssen: Wo waren Sie, als Sie vertriebt waren?“

„Ich begleitete Ihre Kousine, Fräulein Cordelia Rodenburg, nach der Residenz.“

„Und Sie trafen dort mit meiner Nichte Lucie zusammen?“

„Das weiß dieser Herr ganz genau, auch unter welchen Umständen“, erwiderte Brand, auf Amberg deutend.

„Wo ist meine Nichte jetzt?“

tete Barthel seiner Instruktion gemäß, aber mit großer Jaghaftigkeit.

„Himmel! Bin ich denn von lauter Schurken umgeben!“ rief Rodenburg mit zornfunkelnden Augen. „Hinaus, Betrüger! Wagen Sie nicht mehr, mir je wieder unter die Augen zu treten.“

Barthel entfernte sich sehr niedergeschlagen und wankenden Schrittes.

Rodenburg sank wieder in seinen Sessel und blickte eine Weile düster vor sich hin.

„Ich glaube es!“ sagte er dann. „Barthel läßt! Einer solchen gemeinen Handlungsweise ist Brand nicht fähig; er sollte sich so geringer Summen wegen zum Betrüger machen? — Das thut er nicht!“

„Mein lieber Freund!“ nahm Amberg das Wort, „man kann nicht sagen, wie ich schon vorhin andeutete, was für Umstände eintreten können, die einen Mann zwingen, von seinen bisherigen Grundsätzen abzugehen. Kann nicht Herr Brand unvorhergesehene Ausgaben haben, für welche sein Einkommen nicht ausreicht?“

„Brand hat ein ausreichendes Einkommen und hat dergleichen Ausgaben nicht; er lebt in sehr wohlgeordneten Verhältnissen“, behauptete Rodenburg.

„So weit Ihnen seine Verhältnisse bekannt sind“, verbesserte Amberg. „Ich möchte denn doch das Gegentheil behaupten von dem, was Sie annehmen. Herr Brand hat eine solche Veranlassung, Geld auszugeben.“

„Wie? Sie müßten . . .?“

„Ja, mein lieber Freund, ich weiß! Erinnern Sie sich, daß ich Ihnen sagte, Ihre Nichte, Lucie Rodenburg, lebe in der Residenz in keineswegs ärmlichen Verhältnissen? Sie ist mit Allem, was sie bedarf, wohl ausgestattet. — Wissen Sie auch, woher sie diese Mittel hat?“

„Ich fragte Sie vorher darum; Sie blieben mir die Antwort darauf schuldig.“

„Wird ich Ihnen Kummer und Täuschung ersparen?“ Da es nun doch an den Tag gekommen ist, daß einem Manne getäuscht und betrogen wurden, dem

aber kann kein Zweifel mehr darüber sein, daß die ersten Nachrichten über die Urfahrer-Funde, die sämmtlich auf die Polizei selber zurückzuführen sind, stark aufgedunselt waren. Unter den ausgefundenen Werkzeugen befanden sich manche recht harmlose Sachen, wie z. B. die mit schwarzem „Dynamit“ gefüllte Hummerschachtel als Reservoir für — Wische entpuppt hat, doch scheint es, als hoffe man die Entdeckungen durch den Schleier des Geheimnißvollen noch besser auszunutzen zu können.

Belgien. Die Deputiertenkammer faßte in ihren letzten Sitzungen zwei wichtige Beschlüsse. In Uebereinstimmung mit der Regierung wurden von der liberalen Majorität nicht nur die kirchlichen Befreiungen vom Militärdienst wieder hergestellt — dabei handelt es sich nur um eine Geldfrage, denn jeder Geistliche konnte sich mit Hilfe der geistlichen Kassee, wie bisher einen Stellvertreter kaufen — sondern auch eine gleiche Befreiung für sämmtliche Lehrer der öffentlichen und adoptierten Schulen, wie für die abgesetzten Lehrer hinzugefügt. Hierdurch wird thatsächlich das von der Regierung beantragte und von der Kammer genehmigte Heereskontingent, 13 300 Mann, so geschwächt, daß die Zahl 13 000 schwerlich erreicht wird und der für Kriegzeiten angeordnete Ersatzbestand der Armee von 100 000 Mann gefährdet ist. Charakteristisch war die Erklärung des Ministers des Innern, daß es auf ein paar Hundert Mann im Frieden sei, und die Ergänzung des Heeres ebenso wichtig sei, wie die Ergänzung des Heeres. Für die Regierung und die Rechte sind bei allen Maßnahmen auch den die Armee betreffenden, die Rücksichten auf die Kirche und den Clerus maßgebend. — Das liberale Ministerium hatte, um eine Besserung der Finanzen herbeizuführen und vor Allem eine ernste Kontrolle zu ermöglichen, angeordnet, daß alle für öffentliche Arbeiten von den Kammern bewilligten Gelder, soweit sie im betreffenden Geschäftsjahre nicht verwendet worden, in das nächstjährige Budget aufgenommen und somit aufs Neue bewilligt werden mußten. Der Finanzminister beantragte jetzt, zum früheren Brauch zurückzukehren und die einmal bewilligten, aber nicht verwendeten Gelder dem Ministerium zur weiteren freien Verfügung zu überlassen. Trotz des Protestes der Linken, da ja jede Kontrolle unmöglich wird, wurden die für 1884 bewilligten außerordentlichen Kredite — von 75 Millionen sind noch 28 Millionen als nicht verwendet übrig — diese 28 Millionen dem Kabinett zur Verfügung gestellt! Hierauf vertagte sich die Kammer bis zum 13. Januar.

Frankreich. Die französische Regierung hat mit Rücksicht darauf, daß es dem Senate nicht möglich sein wird, das Ausgabenbudget vor dem 31. d. M. zu votiren, den Beschluß gefaßt, der Kammer nächsten Freitag eine Kreditforderung von 800 Millionen zur Bestreitung der Ausgaben für das erste Vierteljahr 1885 vorzulegen. Der Senat wird heute das Einnahmehudget und, wie die Regierung hofft, am Sonnabend den von der Regierung verlangten 800 Millionen-Kredit votiren. Die Session der Kammern könnte diesen Falls am Sonnabend geschlossen werden.

Rußland. Bei dem russisch-polnischen Grenzorte Michalowice hat in der vergangenen Nacht zwischen russischen Grenzgarde und galizischen Schmugglern ein förmlicher Kampf stattgefunden, wobei ein Grenzgarde leicht verwundet wurde. Die Schmuggler warfen ihre Waarenpacke ins Gestrüpp und es gelang ihnen, über die Grenze zu entkommen.

Ägypten. Aus Korti, dem Hauptquartier der Sudan-Expedition, wird unterm 20. ds. gemeldet: Eins der Hilfsboote ist auf seinem Wege hierher, 17 Meilen unterhalb Korti, gesentert. Unter den an Bord befindlichen Personen befanden sich zwei Zeitungs-Korrespondenten. Sämmtliche Insassen wurden gerettet, allein die Bagage ging verloren. Die Schiffsfahrt auf dem Nil wird infolge der Verschlebung des Sandes täglich schwieriger. Die Ankunft der Boote verzögert sich mithin. Oberst Forster und zwei Kompagnien des Cornwall-Regiments, welche Gemat am 13. ds. verlassen, kamen am Dienstag in Hannet an. Auf der Fahrt dahin gingen von 16 Booten 9 unter. Die anderen Boote wurden arg beschädigt und konnten nur durch Ausschlagen mit Pinn vor dem Sinken bewahrt werden. Viele der Mannschaften befanden sich in einer besorgenswerthen Lage, indem sie Schuhe und Hosen eingebüßt hatten. Die Witterung ist unerträglich heiß. Der Feldtelegraph ist jetzt im Betrübde. Die Genietruppen haben unter der persönlichen Leitung Lord Wolseley's Experimente gemacht, Bäume mit Schießbaumwolle zu fällen behufs Ermittlung der tauschelsten Methode, Holz als Heizmaterial für die Dampfer zu erlangen. Die Experimente waren sehr erfolgreich. Die Eingeborenen brachten heute in großer Anzahl Produkte und Vieh in das Lager und es wurde ein regelrechter Markt abgehalten. Die Hauptprodukte des Landes sind Datteln, Salz, Weizen, Baumwolle und Rindvieh.

Kommunales.

Aus der außerordentlichen Magistratsitzung am Dienstag. Während der gestrigen Magistratsitzung wurde der Sitzungssaal zum ersten Male durch elektrisches Licht erhellt. Es sind rings um den Sitzungstisch 21 Glühlampen

„Im Hause des Fräulein Cordelia Rodenburg!“
„Also es ist Alles wahr!“ rief Rodenburg. „Sie sind es, welcher mich betrog, um hinter meinem Rücken diejenige mit Geldmitteln zu versehen, welche einen schändlichen Verrath gegen mich abthat. . . . Ich will nichts weiter hören!“

„Doch, Herr Rodenburg, Sie müssen noch eins hören, ich habe Ihnen viel zu sagen und ich habe Sie dringend zu warnen. . . .“

„Schweigen Sie, Brand! Befreien Sie mich von Ihrer Gegenwart, denn Ihr Anblick ist mir verhaßt. Ich erwarte, Sie morgen nicht in Feldbau zu finden.“

„Wohlan, ich gehe Herr Rodenburg!“ antwortete Brand.
„Nur Eins lassen Sie mich Ihnen noch sagen: Betrogen sind Sie, entseztlich betrogen! Doch nicht von Fräulein Lucie, auch nicht von mir; Sie sind es von Anderen, welchen Sie in der Schwäche Ihres gedrohenen Herzens nur allzuliebt Klauen geschenkt haben. Aber es wird einst Alles an den Tag kommen, möge es dann nicht für Sie zu spät sein! Leben Sie wohl!“

Damit ging er hinaus.

Sechshunddreißigstes Kapitel.

Im Hotel Royal zu Liverpool saß Felix D'Brian in seinem Zimmer, dessen Fenster die Aussicht auf den gewaltigen Hafen gewährten. Dort nahe am Eingange des Hafens zwischen den Rauffahrer-Kolossen lag das Dampfschiff „Suez“, das ihn nach Indien zurückbringen sollte. Mit schwerem Herzen hatte er vor Wochen Englands Boden betreten; er verließ denselben nicht leichteren Herzens. Er war gekommen, seine Mutter aufzusuchen, von der er, nach den Nachrichten, die er erhalten hatte, annehmen mußte, daß sie im Elende lebte.

Diesen Zweck hatte er nicht erreicht. Er wäre vielleicht mehr beruhigt gewesen, wenn er die Gewißheit ihres Todes erhalten hätte. Aber auch das war nicht der Fall, im Gegentheil. Vieles deutete in der That darauf hin, daß sie lebte. Es kam aber noch eins hinzu, das ihm fast noch schwerer auf der Seele lastete.

Die Gräfin Agathe McDonuil hatte einen tiefen Ein-

gedrückt, welche den Tisch vollkommen erleuchten, und zwar geben dieselben ein viel besseres Licht, als die früher vorhandenen gewesenen 21 Gaslampen.

Der Eigentümer zweier Grundstücke am Mühlenbamm, welcher dieselben dem Magistrat zum Kauf angeboten hatte, hat jetzt dem letzteren gegenüber die Erklärung abgegeben, daß er sich an sein Gebot nicht mehr gebunden erachten könne, da die von ihm für das Gebot gestellte Frist abgelaufen sei. Der Magistrat hat in Folge dieser Erklärung beschlossen, die der Stadtverordneten-Versammlung wegen Ankaufs dieser Grundstücke bereits übermittelte Vorlage wieder zurückzugeben. Es ist wohl zu erwarten, daß diese Angelegenheit keinen wesentlichen Einfluß auf die Niederlegung der Südseite des Mühlenbammes und die baldige Durchführung des Friedebahn-Projektes Spittelmarkt-Mollenmarkt ausüben wird.

Das von der städtischen Bau-Deputation entworfene Projekt für eine Verlängerung der Charlottenstraße bis zum Weidendam ist vom Magistrat im Prinzip und vorbehaltlich weiterer Beschlüßfassung darüber, ob und wann dasselbe zur Feststellung gebracht werden soll, genehmigt worden.

Lokales.

6. Von den Fleischbeschauern am städtischen Zentral-Vieh Hof. verlautet, daß das Institut der weiblichen Fleischbeschauer am städtischen Zentralviehhofe immer stärker wird. Auffallen muß es, daß sich unter ihnen Frauen befinden, die verheiratet sind und deren Ehemänner sehr einträgliche Stellen haben. Es liegt auf der Hand, daß hierdurch mancher sachkundige Mann keine Existenz für sich und seine Familie hat, der sich vergeblich um eine Anstellung als Fleischbeschauer bemüht. Es müßte wenigstens dort eine Anstellung unterbleiben, wo der Ehemann bereits in der Lage ist, die Familie ernähren zu können, um Anderen die Stellen zu geben.

7. Den fahrenden Heilkünstlern, d. h. denjenigen nicht approbirten Medizinern, welche im Umherziehen ihre Dienstleistungen der leidenden Menschheit anpreisen und zu Theil werden lassen, wollte bekanntlich die Novelle zur Gewerbeordnung dadurch dem Garaus machen, daß sie den Betrieb dieses Gewerbes im Umherziehen gänzlich untersagte. Nur ansässige Personen sollte gestattet sein, noch feiner Kurzen vornehmen zu dürfen. Bei dem gedachten Verbot scheint man nun die Rechnung ohne die Berücksichtigung eines wichtigen Faktors, nämlich der Freizügigkeit gemacht zu haben. Wie nämlich aus verschiedenen Provinzialstädten bekannt wird, haben sich dort einige der bekanntesten Berliner Spezialitäten für Bandwurm-, Rheumatismus- und ähnliche Kurzen niedergelassen, allerdings einer nur auf kurze Zeit, nämlich so lange, als das Heilgeschäft beim Publikum den Reiz der Neuheit abtödt und eintönig war. Florirt das Geschäft nicht mehr, so verlegt der Heilkünstler sein Domizil nach einem anderen Ort und der einzige Nachtheil, der ihm aus der Gewerbe-Ordnung-Novelle erwächst, ist der, daß er sich bei der Polizeibehörde des Niederlassungs-Ortes jedesmal unter Verdringung eines Abzugs-Attestes formell als neu zugezogen anmelden muß, während früher nur die polizeiliche Anmeldung zum Zwecke eines vorübergehenden Aufenthalts stattfand. — Die approbirten Aerzte, deren Interesse durch die neue Gesetzesbestimmung wesentlich gefördert wurde, sind durch diese Wendung der Dinge wenig erbaut, denn diese „ansässigen“ nicht approbirten „Kollegen“ sind ihnen jetzt noch weniger sympathisch als früher die „fahrenden Heilkünstler“. Die neue Bestimmung hat wieder einmal eine recht unangenehme Lücke, die sich mit allen Künften der Auslegung und der Schlußfolgerung nicht beseitigen läßt.

Ein nettes Weihnachtsgeschenk wurde dem Arbeiter D. am vergangenen Montag in der Maschinen-Anstalt des „Cyclob“, Bankstraße, zu Theil. Derselbe erhielt seine Entlassung aus dem Grunde, weil er sich agitatorisch an der Reichstagswahl zu Gunsten der Arbeiterpartei betheiliget habe. Es geht doch nichts über das „gleiche Recht für Alle“.

Ein ganz ungewöhnliches Hinderniß fanden am 19. d. M. verschiedene Fabrikanten, die während des Fahrens auf den Friedebahnwagen der Route Wiltonstraße-Schlesischer Bahnhof aussteigen wollten. Nicht neben dem Ausstiege trabe nämlich ein großer Hund her, der durch Knurren und Zähnezeigen die Fahrflügel abzuwickeln wußte, auf das Trittbrett hinaufzuspringen. Ein paar Fabrikanten, die sich auf dem hinteren Trittbrett befanden, machten einem Bedienten, der gleichfalls dort an der Seite des Ausstiegs stand und dem der Hund zugehörig war, Vorstellungen, daß das Bestehen des Wagens nicht gehindert werden dürfe, daß er sich doch auf die andere Seite stellen möge, um seinen Hund dahin zu locken. Der reich betehrte Bediente aber, sich seiner hohen gesellschaftlichen Stellung wohl bewußt, hatte für diese Vorstellungen nur ein Achselzucken als Antwort. Als nun der Kondukteur, der im Wagen mit Willentausgehen zu thun gehabt hatte, wieder heraustrat und auch erklärte, daß die Passage verkehrtbar gemacht werden müsse, äußerte der Bediente: „Ich habe mein Jahrgeld bezahlt, kann nach dem Fahrreglement hier stehen, werde also meinen Platz nicht verlassen, und mein Hund bezahlt auch seine Steuern und

druck auf ihn gemacht, welcher, das fühlte er, unauslöschlich in seinem Herzen bleiben würde. Er fühlte, daß die Sonne des Glücks ihm nur noch lächeln würde an ihrer Seite, daß ohne sie traurige Leere, düstere Dede die Stelle einnehmen würde, wo sein Herz so überfüllt schlug. Durfte er hoffen, sie jemals zu besitzen? Er mußte sich leider mit „Nein“ antworten. Ein Abenteuerer, ein Heimatlos, wie durfte er seine Augen erheben zu der stolzen Gräfin McDonuil? Und wenn auch, durfte er auf Gegenliebe rechnen?

Nein! Sie hatte ihm oft genug gezeigt, nicht nur, daß er ihr gleichgiltig sei, sondern auch, daß sie die Verlängerung seines Aufenthalts nicht wünschte. Er überdachte das Alles, während er am Fenster saß und den Blick in die Ferne richtete. Er seufzte tief auf.

„Ich habe es verdient“, sagte er, „ich darf nicht glücklich sein. . . . Auf mir ruht der Fluch eines Verbrechens, eines schweren, schweren Verbrechens! . . . Nein, der Mörder darf nicht glücklich sein. . . . der Mörder muß elternlos, heimatlos, freudlos in der Welt umherirren! Mit dem Rainszeichen des Mordes an einem Freunde gebrandmarkt, irre ich umher in der Welt, verstoßen von den Reinen, gemieden von allen Edlen. . . . hoffnungslos, unglücklich. . . .“

Eine Stunde lang mußte er so dagesessen haben, während sich seine Stirn tiefer und tiefer umwölkte; da öffnete sich die Thür, und Max Strahlenau trat ein. Helle Freude glänzte aus seinen blauen Augen. Er schüttelte dem Freunde herzlich die Hand.

„Lieber Felix!“ rief er fröhlich. „Ich hoffe, Du hast nicht Sehnsucht nach mir gehabt, hast Dir die Zeit angenehm in McDonuil vertrieben. . . . Aber was sehe ich, Du bist traurig? Was bedeuten diese Wolken auf Deiner Stirn? Nimmt Du Dir's so sehr zu Herzen, daß Deine Nachforschungen resultatlos geblieben sind?“

„Auch das, Max!“ antwortete D'Brian; „aber beunruhige Dich nicht wegen dieser Wolken. . . . Du sollst es nicht empfinden, daß ich mit mir und der Welt zerfallen bin. Du sollst von mir nach wie vor Beweise der Dankbarkeit und Freundschaft erhalten, denn Dir bin ich ja über Alles

kann auch auf der Straße laufen. Auf die andere Seite brauche ich nicht zu gehen, da fahren die uns entgegenkommenden Wagen, und da könnte mein Nero in Gefahr kommen, übergefahren zu werden.“ Ueber die Rechtsfrage, ob der Diener, trotzdem er sein Jahrgeld bezahlt, dort stehen könne, entspann sich eine lebhafteste Debatte, während deren der dienstfertige Nero seines Amtes als Hüter des Wagenterrains unverdrossen weiter wartete, wohl wissend, daß sein Herr ihm darob nichts weniger als böse sein würde. Endlich schien doch dem Diener die Situation bedenklich zu werden und er sprang vom Wagen, nachdem er noch vorher seinen Rückzug aus der Affaire mit der Bemerkung gedreht hatte: „Ich bin nun am Ziele meines Weges.“

Die gefährlichste der wilden Frauen im städtischen Irrenhause zu Daldorf, die Wittwe Rittorf, welche bereits 11 mal aus der Anstalt entsprungen ist und die Freiheit stets dazu benutzte, Diebstähle und Gaunereien zu verüben, befindet sich von Neuem in der Anstalt und ist in dem Pavillon VI, der für weibliche tobstüchtige Personen bestimmt ist, untergebracht. Von hier dürfte ihr das Entspringen jetzt sehr schwer werden. Ihre letzte Flucht ist ihr nur dadurch gelungen, daß sie Abdrücke von Schlüsseln in gekautem Brot nach außerhalb zu schaffen wußte und dann danach gearbeitete Schlüsseln von Komplikationen zugestekt erhielt. Nach ihrer letzten Flucht hielt sie sich hier in der Stadt als Gräfin Kararra auf, lebte auf großem Fuße und wußte sich mehrere Wochen den polizeilichen Nachforschungen zu entziehen. In dieser Zeit führte sie u. A. folgenden Streich aus. Sie machte in einem Schlächterladen, nachdem sie sich als Gräfin ausgegeben, große Einkäufe zu einem Diener und benutzte die Gelegenheit, die Ladenkasse zu bestehlen, in welche der Meister kurz vorher seine goldene Uhr abgelegt, was sie gesehen hatte. Nachdem sie noch bestellt hatte, daß ihr das Fleisch mit der Rechnung in die Wohnung geschickt werden sollte, entfernte sie sich. Jetzt entstand Alarm wegen des entdeckten Diebstahls. Die wenige Schritte auf der Straße vom Laden entfernte Diebin kehrte sofort um, sprach ihr Bedauern über den Diebstahl aus und erzählte, daß sie einen jungen Mann habe aus dem Laden kommen sehen, der etwas unter dem Rock verborgen habe. Die Frau Gräfin wurde nun in die Wohnstube gebeten. Nachdem sie hier noch eine goldene Damenuhr eskamotirt, entfernte sie sich unter den herzlichsten Dankesworten seitens der Bestohlenen für ihre Theilnahme. Mit besonderer Vorliebe unterhält sie in Daldorf ihre Umgebung mit Erzählung ihrer Geniestreiche.

Der Roman eines Droschkengauls. Ein Droschkengaul zweiter Güte hielt vor einigen Tagen Samstags vor einem Hause der Lstraße. Der Gaul sah recht wehleidig aus. Blöthlich kam Leben in die altersschwachen Knochen: in dem Fluß des Hutes hatte sich ein „Hosmuskus“ etablirt, der seinem Jammerlasten die Halslänge des Adelsmarsches entleerte. In den Füßen des Hofs, das der entschwindenden Zeiten gedenken mochte, begann es zu zucken, der Schimmel hob den Kopf, spitzte die Ohren, seine Nästern zitterten, dann stieß er ein freudiges Gewiehe aus und erhob sich lezengrade auf die Hinterbeine. Erstaunt und lächelnd blieben die Passanten stehen und die Heiterkeit nahm von Minute zu Minute zu, als der alte Gaul ganz regelmäßig im Takte zu tanzen begann. Er würde in dieser gräßlichen Gangart über die Straße gelangt sein, aber daran hinderte ihn sein tüchtiger Lenker, der mit einem gewissen Stolge die Kunststücke seines Rosses betrachtete. Die Wige der Passanten blieben nicht aus, sie gipfelten vor Allem darin, daß der gelehrte Gaul unbedingt die Bühne des neu zu errichtenden Spezialitäten-Theaters zieren müsse. Der Kutcher wurde böse, er war aber auch nicht auf den Mund gefallen, er ranzte die Wigerichter an, daß es eine Art hatte: „Das Pferd laßt man sich, daß ist'n Pferd, wie's leins mehr sieht. Erst war's beim Caré, auf ihm hat Miß Hephora geritten, bis sie endlich runter gefallen ist und sich's Genick gebrochen hat. Denn hat's Pferd der Reiz gekaut, da ist die Loiset d'rauf geritten, und dann war's beim Verzog-Schumann, und endlich ist's mit'n Blumenthal Pleite gegangen, und jetzt ist's mein!“ Das Publikum hatte mit Heiterkeit den Ausführungen des Kutchers zugehört, der Schimmel beruhigte sich erst, als der Hosmuskant der Qual ein Ende machte und seinen Seufzerlasten abstellte. Dann erst verließ das edle Pferd wieder in seine frühere Melancholie, in seine Sehnsucht nach Heu und Hafer. . . . Sic transit gloria mundi!

Die Motive, welche den Handlungsstrahlung Walthers Bernhardt, der während vierundzwanzig Stunden unter dem absolut ungerechtfertigten Verdacht stand, mit einigen ihm seitens seiner Heß zur Verfügung übergebenen Geldbrieffen das Weite gesucht zu haben, zum Selbstmord trieben, werden nunmehr bekannt. Der junge Mann hat sich, dem „B. C.“ zufolge, den Tod gegeben, weil ihm von einem Verwandten die Mittel zum Studium der Medizin verweigert worden sind. Walthers Bernhardt war ein geistig ganz ungewöhnlich begabter junger Mann, von durchaus erstem und gemessenem Wesen, der noch vor anderthalb Jahren als einer der besten Schüler der Ober-Sekunda des Gymnasiums zu Fürstenthalde galt. Die ursprüngliche Absicht, Medizin zu studiren, mußte

verpflichtet. Du bist der Einzige, dem ich mein Herz aufschließen könnte, und Du bist der Einzige, der mein schmerzdurchwühltes Herz zu beruhigen vermag. . . . Ich fühle, daß Dein Anblick lindern ist und den Kummer beschwichtigt, der auf meiner Brust lastet.“

„Ah ich merke schon“, rief Strahlenau, „wieder Beweise! Armer Freund! Leider, leider kann ich Dir diesmal keinen Trost bringen, und ich fürchte, wenn ich Dir Alles berichte, daß diese Wolken auf Deiner Stirn sich nur dichter sammeln, und das Schwert der Reue sich nur um so tiefer in Dein Herz bohrt.“

„Das ist recht, ganz recht“, sagte Felix mit dumpfer Stimme. „Ich muß den Reich des Leidens bis auf die Neige leeren, um meine Schuld zu büßen. . . . Ich habe noch nicht genug gelitten, noch lange nicht genug. Mein ganzes Leben wird eine Zeit qualvoller Buße sein.“

„Ich fürchte, daß das der Fall sein wird, theurer Freund, und doch. . . doch darf ich Dir nicht verschweigen, was ich erfuh.“

„Nein, thue das nicht, Max. Sage mir Alles. . . . Vor allen Dingen sage mir: Warst Du bei ihm. . . . bei meinem Vater?“

„Nein, Felix, das nicht! Ich habe genug gehört, um mich bestimmen zu lassen, von diesem Besuch abzusiehen.“

„Lebt er?“
„Er lebt und befindet sich leidlich wohl, wie mir sein intimster Freund mittheilte.“

„Sein intimster Freund?! — Wer ist das?“
„Solltest Du nicht den Prediger Amberg aus Neustadt kennen?“

„Der wäre sein Freund?“
„Sein Freund und wahrscheinlich auch sein Erbe!“
„Du sehest mich in Erstaunen, Max! Ich weiß, daß mein Vater diesen Mann niemals leiden konnte, ja, daß er ihn haßte.“

(Fortsetzung folgt.)

er damals schweren Herzens aufgeben, weil er von einem bedenklichen Augenleiden befallen wurde. Er widmete sich nunmehr dem Kaufmannsstande und erlernte seit seinem Abgang aus der Schule bis letzten Dienstag in einem hiesigen Hause die Handlung, seine Ghesen waren allezeit mit seinem Fleiß und seinem Eifer zufrieden. Die kaufmännische Thätigkeit befriedigte ihn aber nicht, und da sich inzwischen auch der Zustand seiner Augen wesentlich gebessert hatte, beschloß der strebsame junge Mann, seinen alten Liebhabungsunsch zur Ausführung zu bringen, und von dem Komtoir zur Schule zurückzulehren. Er, der seinen Vater bereits in frühesten Jugend verloren hatte, wandte sich beifalls Erlangung der notwendigen, überaus bescheidenen Geldmittel voll Vertrauen an einen hiesigen, mit Glücksgütern reich gesegneten Verwandten. In einer am vorletzten Sonntag stattgehabten Unterredung gab ihm jener Herr auch das Versprechen, ihm die nöthige pekuniäre Beihilfe zu gewähren. Pöller Freude that Valther B. bereits am nächstfolgenden Montag die nöthigen Schritte zu seiner Wiederaufnahme in das Gymnasium zu Fürstentwale. Wie tief schmerzlich mußte es ihn nun berühren, am dritten Tage ein Schreiben seines Verwandten zu erhalten, worin dieser ihm ein gegebenes Versprechen in schroffer Weise und ohne Angabe eines triftigen Grundes zurückzieht. Der arme Junge war grollsam aus allen seinen Illusionen gerissen, trotzdem blieb er am Dienstag bis zum Schluß des Komtoirs in seinem Geschäft, besorgte aufs Prompteste die ihm übergebenen Geldbriefe zur Post, irrte dann die halbe Nacht durch die Straßen und machte beim Morgenrauen in einem Wirthshofe der Köpplerstraße seinem Dasein durch Gift ein Ende.

r. Auf eine eben so klug berechnete wie populäre Art mußte ein Fleischermeister am Dienstag Nachmittag das verlegte Rechtsgefühl der Menge zu befriedigen. In der Drantenstraße, zwischen Moritz- und Oranienplatz kam der Fleischermeister mit einem Breal in der bekannten, diesen Herren nun einmal eigenen Geschwindigkeit daher gefahren. Bei dem Versuche zwischen einem Pferdebahnwagen und einem, von einem jungen Menschen geschobenen Handwagen noch schnell hindurchzukommen, karambolirte er mit dem letzteren, so daß derselbe umschlug und mehrere Ritten und Pappkartons auf den Straßendam rollten. Sofort ergriffen einige Vorübergehende das Pferd des Fleischer beim Bügel und machten über Enttäuschung über das tolle Fahren Luft. Der Ruffische schob vorlegen seine Mütze von der einen Seite des Kopfes zur andern, bis ihm bei dieser Manipulation plötzlich ein Gedanke zu kommen schien. Plötzlich sprang er vom Wagen und sprach zu den Umstehenden etwa folgendes: „Leutens, wenn mir der Blaue usschießt, denn losst bei Bergung 15 Mark; davon hat Keener was! Au gebt Acht! Erst desable id dem armen Deibel (auf den Führer des verunglückten Handwagens deutend) 10 Mark und 5 Mark verweisen wir beim nächsten Audiler.“ Widerspruch gegen diesen Vorschlag erhob sich nicht. In einigen Augenblicken war der umgeworfene Handwagen aufgerichtet und der Führer desselben betrachtete ganz verdutzt das blanke Behnmarkstück, das ihm der Fleischer mit den Worten gegeben hatte: „Da mein Sohn! Kauf Dir Pfefferkuchen!“ Mit den übrigen unmittelbaren Zeugen des Vorfalls verschwand der Fleischer in einem benachbarten Restaurationskeller, wo er fünf Mark für seine Begleiter deponirte, dann vergnügt zu seinem Fuhrwerk zurückkehrte und eilfertig davonfuhr. — Der Restaurationswirth aber und seine Frei-Gäste fanden diese Art, ein begangenes Unrecht zu sühnen, von verschiedenen Gesichtspunkten aus sehr lobenswerth.

a. Der wegen Diebstahls in Unteruchungshaft befindliche vielfach bestrafte Böttcher Waedow hat am 26. September cr. eine silberne Goldbrücke mit Goldrand und Sekundenzweiger, auf der Rückseite ein Blumenbouquet, sowie am 11. November einen braunen Damenregenschirm mit Bellerine, Aufhänger von gelber Seide und einen fast neuen schwarzen Panella-Regenschirm mit dunkelbrauner gebogener, am Ende mit einem Metallbeschlag versehenen Rinde, verpfändet. Die Eigenthümer dieser vermuthlich gestohlenen Sachen können sich auf dem Kriminal-Kommissariat wegen Wiedererlangung der Sachen melden.

N. Ein schwerer Unglücksfall trug sich vorgestern Abend gegen 5 Uhr auf dem Grundstück Zimmerstraße 79 zu. Während die Tochter eines dort wohnenden Instrumentenmachers Reise auf dem Hofe mit Holzhacken beschäftigt war, stürzte plötzlich von einem auf dem Nebengrundstück unternommenen Neubau ein schwerer Balken herab und dem Mädchen so unglücklich auf den Kopf, daß die Betroffene bewußtlos zusammenbrach. Ein hinzugerufener Arzt konstatarie neben einer schweren Kopfverletzung einen Rippenbruch und ordnete die Ueberführung nach dem St. Hedwigs-Krankenhaus an.

N. Sturz aus dem Fenster. Mit einem matschdringenden Schrei stürzte gestern früh gegen 7 Uhr die in dem Hause Rheinsbergerstraße 2 wohnende unereblichke Witwa Ruckert aus dem Fenster ihrer in der vierten Etage belegenen Wohnung auf den Hof. Herbeieilende Hausbewohner fanden die Arme noch lebend, aber mit anscheinend zerbrochenen Gliedmaßen regungslos auf der Erde liegen. Ein sofort hinzugerufener Arzt ordnete die sofortige Ueberführung der Bewußtlosen nach dem Lazarus-Krankenhaus an, wo dieselbe inzwischen den alltäglichen Verletzungen erliegen sein dürfte. Die Witwa R. soll seit längerer Zeit an Krämpfen leiden und scheint in einem Krampfanfalle aus dem Fenster gestürzt zu sein.

Gerichts-Zeitung.

Ein Vandendiebstahl-Prozess. Einer der gefälligsten Einbrecher aus der Umgegend Berlins, welcher einer großen Diebeskompagnie angehörte und nur durch eine gelungene List zweier Berliner Kriminalbeamten endlich dingfest gemacht worden ist, stand im Verein mit einem Genossen am Dienstag vor der Strafkammer des hiesigen Landgerichts II, dessen Sitzung bei dem Umfange der Verhandlung in den kleinen Saal des Landgerichts verlegt worden war. Die Angeklagten sind der Drechslermeister Friedrich Wilhelm Jork und der Dachdecker August Friedrich Trebus, beide Trebbiner Kinder und beide bereits verurtheilt. In der Umgegend von Trebbin sind in letzter Zeit vielfach schwere Diebstähle mit der denkbar höchsten Frechheit ausgeführt worden, ohne daß es gelang, die Spuren der Thäter zu ermitteln.

Gewisse Umstände lenken aber den Verdacht immer mehr auf den Angeklagten Jork hin, welcher ebenso wie Trebus früher der berüchtigten Diebesbande des im Jahre 1877 zu 15 Jahren Zuchthaus verurtheilten und in der Strafsanstalt zu Sonnenburg verstorbenen Arbeiters Wichtenshüler angehörte. Es gelang aber nicht, Jork zu überführen, und so wurde denn am 11. Juni d. J. der Kriminalkommissar Braun nach Trebbin entsandt. Derselbe entdeckte denn auch bald, daß sämtliche Einbrüche, die in den letzten Jahren in der Umgegend von Trebbin vorgekommen, auf die Thätigkeit der beiden Angeklagten zurückzuführen sind. Kriminalkommissar Braun mochte, um sein Ziel zu gelangen, einen großartigen Theaterroupe. Er schickte zunächst einen Vigilanten zu dem in Untersuchungshaft befindlichen Zimmermann Seidenstricker, welcher mit Jork in Beziehungen stand, und ließ dann im Verfolg der angeknüpften Beziehungen sowohl diesen Vigilanten, wie auch den Kriminalkommissar Winkelmann die Bekanntschaft des Angeklagten Jork machen. Beide Kriminalbeamten metamorphosirten sich nun in thätensüchtige Diebesgenossen, und sie spielten ihre Rolle mit solchem Geschick, daß Jork Stein und Bein darauf schwor, zwei gewiegte Verbrecher und sehr verwendbare Kompagnen vor sich zu haben. Er drückte den beiden seine unverhohlene Freude über diese neue Bundesbrüderschaft aus und verhielt sich gar nicht, daß er mit den alten Genossen und besonders mit dem inhaftirten Seidenstricker nicht sehr zufrieden sei, da dieselben theilweise zu ungeschick, theils

„nicht scharf genug“ seien. In seiner Freude über die neue Bekanntschaft war er auch unvorsichtig genug, den beiden „Barforce-Einbrechern“ haarklein sein ganzes Leben und die von ihm in Gemeinschaft mit Trebus ausgeführten Diebstahlfahrten zu erzählen. Er merkte erst zu spät, daß er in die Falle gegangen und von vortrefflichen Komödianten genasführt worden war.

Rur Anklage stehen sechs gemeinschaftlich ausgeführte und fünf Jork allein zurlastfallende Diebstähle. Einzelne der ersten Kategorie reichen bis zu den Jahren 1876 und 1877 zurück, die Angeklagten waren seinerseits schon einmal wegen dieser Straftthaten angeklagt gewesen, es war ihnen aber gelungen, sich mit Hilfe gekaufter Zeugen loszukaufen, und erst nachdem inzwischen die letzteren wegen Meineids verurtheilt worden sind, ist es möglich, sie jetzt wegen dieser alten Sünden zur Rechenschaft zu ziehen.

Unter den Diebstahlfahrten, die den Angeklagten zur Last fallen, ist der Besuch, den sie in der Nacht zum 6. Juli der Kämmerei des Trebbin zugebracht hatten, der interessanteste, denn er entbehrt nicht eines romantischen Hintergrundes. Der obengenannte Kriminalkommissar Winkelmann hatte am 30. Juni d. J. den Angeklagten Jork persönlich zum ersten Male gesehen, und zwar hier in Berlin in einer Gerichtsverhandlung gegen Trebus. Jork hatte sich neben Winkelmann und den Vigilanten, den er schon seit einiger Zeit kannte, gesetzt und in der Ueberzeugung, Komplizen vor sich zu haben, mit ihnen ein Gespräch angeknüpft. Außerhalb des Gerichtssaales anmurmerte er sie zu einem gemeinsamen Einbruch in die Kämmerei des Trebbin. Er selbst wollte die Abdrücke von den Thüschloßern besorgen, das Feilen der Schlüssel sollten Winkelmann und sein Genosse hier ausführen. Das Rendezvous sollte am 3. Juli in Trebbin sein. Als die beiden Kriminalbeamten sich an diesem Tage bei Jork in Trebbin einfanden, theilte ihnen dieser mit, daß er die Schlüssel nicht doch nehmen können, weil vor der Kämmerei ein Posten stehe, doch habe er in Erfahrung gebracht, daß sich die Thür zur Kämmerei leicht aufheben lasse. Da der Militär am 5. Juli weggehe, so sollten sich die beiden bereit halten, mit ihm zu gehen.

Am 5. Juli stand hier Jork auf der Anklagebank, der betreffende Termin wurde verlag. Nach dem Termin ging Jork mit seinen zahlreichen Zeugen und Winkelmann in ein Weichbierlokal, wo er sämtliche Herren freiließ. Abends 11 Uhr, nachdem er vorher noch „sein Mißi gefiecht“ hatte, fuhr Jork mit den beiden Kriminalisten nach Trebbin; doch führte er seine „Gehilfen“ außerhalb um die Stadt herum nach der Kämmerei und gebot ihnen, „Schmierz zu stehen“, während er selbst mit einem Brecheisen das Thor des Hofes bearbeitete. Auf dem Hofe des Gebäudes hatte aber die Trebbiner Polizeiverwaltung fürsätlich den Gensdarmen Böttcher und den Polizeiergeanten Hoff aufgestellt, und als die Thür knackte und Jork, vorsichtig umher spähernd, den Hof betrat, entdeckte er die Bramen und suchte zu entfliehen; er wurde aber ergriffen und schlug den Sergeanten Hoff noch mit dem Brecheisen vor die Stirn.

Außer diesem verunglückten Coup wird beiden Angeklagten noch ein Einbruch bei dem Gastwirth Winkelmann in Mittenthal im Jahre 1876, ferner ein solcher zu Wertensmühle im Jahre 1876, sodann ein Einbruch zu Demm bei Jüterbock im Dezember 1876, ein solcher zu Siethen im Februar 1877 und zu Alexanderhof in der Nacht zum 15. Februar zur Last gelegt, während aus Jorks Sündenregister noch ein Diebstahl beim Kaufmann Mehnert in Trebbin, ein Einbruch beim Ueberprediger Löske daselbst, ein Einbruch zu Glienicke verzeichnet stehen. Die Muth des Verlosungsmaterials, welches durch vierzig und einige Zeugen zusammengetragen worden, war eine sehr große; die Aussagen des Kriminalkommissars Braun und die verlesene Aussage des im Krankenhaus befindlichen Kriminalkommissars Winkelmann waren von ganz besonderem Interesse.

Trotz der gravirtesten Beweismomente und der Indiscretionen, durch welche beide Angeklagte sich gegenseitig hineingelegt haben, hatten sich dieselben stricks Zeupnen als Vertheidigungssystem ausgewählt und besolgt daselbst umsomehr, als sie sahen, daß das Beweismaterial für die aus den lebendiger Jahren restirenden Einbrüche theilweise doch nicht auf ganz festen Füßen stand. Rechtsanwält Dr. Friedmann, welcher die Vertheidigung Jorks führte, hatte die undankbare und schwierige Aufgabe übernommen, diese Mohnen, wenn auch nicht weiß zu waschen, so doch um einige Nuancen heller zu färben, während für Trebus ein Offizial-Vertheidiger gestellt war.

Die bis um 4 Uhr Nachmittags sich hinziehende Verhandlung endete damit, daß der Gerichtshof den Angeklagten Jork in sechs Fällen des Diebstahls für schuldig erklärt und zu 10 Jahren Zuchthaus, Ehrverlust auf gleiche Dauer und Zulässigkeit von Polizeiaufsicht verurtheilt. Trebus wurde wegen unzureichender Beweise freigesprochen.

Die Offizier- und Nachtwächter-Affaire in Hannover, die ihrer Zeit viel Aufregung hervorgerufen, hat mit der vor einigen Tagen stattgehabten Gerichtsverhandlung in Hannover ihren Schluß gefunden, in welcher über den Nachtwächter Friedrich Müller in Hannover wegen Amtsübereithung und Körperverletzung abgeurtheilt worden ist. Die übrigen dabei theilnehmenden Nachtwächter sind außer Verfolg gesetzt. Wer den Anlaß zu den traurigen Vorkommnissen gegeben, kommt in der Verhandlung nicht in Frage, sondern nur, ob Müller der ihm zur Last gelegten Vergehen schuldig ist oder nicht. Kurz referirt, ist in der Nacht vom 29. zum 30. März d. J. an der Georgstraße, in der Nähe des Wiener Kafes, ein Menschenauflauf entstanden durch ein Renkontre zwischen dem stud. chem. Bloch und dem Lieutenant Siegner vom 73. Infanterie-Regimente. Bloch hat Siegners Karte sich ausgedehnt und auf dessen Weigerung ihn einen Lump gegeben, worauf S. den Degen gezogen und den zurückweichenden Bloch auf den vorgehaltenen Arm geschlagen hat. Nach der Vernehmung Müllers ist er darauf ausgekommen, hat dem Lieutenant gesagt, der Degen sei nicht nöthig und er möge ihn einstecken. Als dieser der Aufforderung nicht nachgegeben, habe er ihn für arretirt erklärt, Siegner habe sich widerstet und mit dem Degen auf ihn eingehauen, was ihn, den Müller, veranlaßt, mit einer Hand den Siegner in den Kragen, mit der anderen seinen Degen zu fassen und ihn so zur Schloßwache zu führen. Weil der Lieutenant seinen Mantel angehebt, habe er die Regimentsnummer nicht sehen können, seinen Namen habe S. nicht genannt. Unterwegs habe nun S. wiederholte Versuche gemacht, sich zu befreien, worauf Müller ihn fester erfaßt und ihm den Degen mit Hilfe eines anderen Wächters entwunden. In der Kramerstraße seien unter dem Ruse „Wahn frei, Kameraden frei“ noch andere Offiziere hinzugelommen, darunter Lieutenant v. Wällenweber und hätten mit blanker Waffe auf sie eingegraben, wobei er, Müller, einen Hieb durch die dicke Wunde in den Kopf erhalten. Müller betruft sich auf die an ihn gestellten Fragen auf den § 22 seiner Instuktion, mit welchem er die vorgenommene Arretation rechtfertigt. Die Mißhandlung und Körperverletzung stellt er durchaus in Abrede, Gewalt hätte er den Widerstehenden des Lieutenants entgegenzusetzen müssen. In der Kramerstraße ist zwischen den Wächtern und Offizieren ein förmliches Gefecht entstanden, in welchem er, wie er eingesteht, von seinem Stecke Gebrauch gemacht. Lieutenant Siegner entgegnet dem, indem er zugiebt, auf den Bloch eingeschlagen und ihn verfolgt zu haben, er habe Müller erst gesehen, als er von ihm am Kragen gefaßt sei; die Aufforderung, den Degen einzustechen, habe er nicht gehört, will aber nicht bestreiten, daß sie gemacht ist. Gegen die gewaltthame Abnahme des Degens habe er sich gewehrt, ein feindseliges Betragen des Müller gegen ihn habe

dieser nicht gezeigt, auch habe er weiter keine Mißhandlung erfahren, als die, daß Müller ihn am Kragen bis zur Bewußtlosigkeit gewürgt. Daß Müller die Worte gesprochen: „Die haben einmal einen der Unsrigen verhauen, heut wollen wir sie verhauen“, kann Zeuge nicht behaupten, erproben seien sie, auch stellt er nicht in Abrede, den M. mit dem Degen geschlagen zu haben. Lieutenant v. Wällenweber weiß von dem in Frage kommenden Thatsachen keine anzugeben, er ist nur am Wiener Café und in der Kramerstraße Augenzeuge des dort mit Bloch Vorgefallenen gewesen und dann selbst in Konflikt mit dem Menschenauflauf gerathen. Die Vorkommnisse beim Wiener Café bis zur Kramerstraße bestätigt der Zeuge, Kaufmann Stamm, wie sie Müller angegeben. In demselben Sinne äußern sich die vorläufig unbeeidigt vernommenen Nachtwächter Müller, Nachtwächter Richter, der auch einen Säbelhieb von den Offizieren erhalten, und Nachtwächter Wiedemann. Die Zeugen werden nachträglich beedigt und haben an ihren Aussagen nichts zu ändern. Auf Antrag der Vertheidigung wird verurtheilt auf die noch ferner von ihr geladenen Schutzeugen. Der Staatsanwalt bestreitet dem Nachtwächter das Recht, einen Offizier in Uniform arretiren zu dürfen, und bezieht sich auf das Recht der Studenten, die durch Voreignung der Legitimationskarte ebenfalls vor Arretation geschützt seien. Er ersucht den Angeklagten schuldig der Amtsübereithung und auch der Körperverletzung, weil er den Lieutenant Siegner bis zur Besinnungslosigkeit gewürgt. Er beantragt für diese Gesetzwidrigkeit eine Gesamtstrafe von 5 Monaten Gefängnis. Der Vertheidiger macht geltend, daß sein Klient sich wohl nach den erhaltenen Thatsachen nicht anders habe helfen können, als durch Arretation des Thäters, dessen Widerstehlichkeit er Gewalt habe entgegenzusetzen müssen. Lieutenant Siegner hätte sich davor schützen können durch Nennung seines Namens, aber dieses einzige Mittel habe er versäumt. Eine Körperverletzung sei durch keinen der Zeugen nachgewiesen, er bittet wegen dieses ihm zur Last gelegten Vergehens um Freisprechung, falls der Gerichtshof auf eine Amtsübereithung erkennen sollte, so halte er eine Geldstrafe oder eine kleine Haftstrafe für ausreichend. Das Urtheil des Gerichtshofes lautet: Der Angeklagte ist der Amtsübereithung und der Körperverletzung nicht schuldig und wird freigesprochen.

Gemeinnütziges.

Glaubersalz und sein medizinischer Nutzen. Glaubersalz (schwefelsaures Natrium) ist eines der gebräuchlichsten Abführmittel. In kleiner Gabe regt es die Thätigkeit der Schleimhaut des Verdauungskanals an, in größerer Gabe bewirkt es wässerige Stuhlererregungen. Es unterscheidet sich zu seinem Vortheil von den festig wirkenden Abführmitteln dadurch, daß es nicht erregend wirkt, somit die Verdauungsthätigkeit nicht vermindert. Es eignet sich daher in Entzündungsfällen, die nicht den Magen und Darmkanal direkt betreffen und in denen eine Ableitung durch den Darmkanal angezeigt erscheint, ferner bei Vollblütigkeit, bei Krankheiten der Leber, Gicht u. s. w. Wenn das Glaubersalz abführend wirken soll, so giebt man es in Pulverform zu 10–20 Gr. Doppelt so groß muß die Gabe sein, wenn man es in Auflösung giebt. Den Geschmack einer solchen Lösung zu verbessern, kann man derselben Zucker zusetzen.

Gutes Mittel gegen hohle Zähne. Hohle Zähne verursachen vielen Menschen überaus große Schmerzen, denen man einen Keigel vorzieht, wenn man 3–4 Körnchen Chloralhydrat in Watte wickelt und in die Höhlung des Zahnes bringt, bis es aufgelöst ist.

Eingesandt.

Geehrter Herr Redakteur!
In Nr. 219 Ihres geschätzten Blattes bringen Sie unter der Aufschrift „Freireligiös“ einen Artikel, der sich gegen die bestehenden freireligiösen Gemeinden richtet. Meiner Auffassung nach aber bedarf dieser Artikel doch im Wesentlichen der Richtigstellung, und kann ich daher nicht umhin, als Mitglied der freireligiösen Gemeinde Berlin, Sie um Veröffentlichung des nachstehenden im Namen mehrerer Abonnenten höflichst zu ersuchen: Die Gegnerschaft einer guten Sache entspringt gewöhnlich aus Unkenntnis, und so auch wohl in diesem Falle. Daß Sie von den „Herren Freireligiösen und ihren Pastoren“ nicht viel halten, ist wahrlich nicht unsere Schuld; wir aber sind großmüthiger, wir halten soviel von den Berliner Arbeitern, daß sie sich durch jenen Artikel nicht zurückreden lassen werden, ferner an unserer wahrhaft großen Sache theilzunehmen. Ob nun gerade nur die evangelischen und katholischen Pfarrer hochmüthig und unduldsam sind und nicht auch die mosaischen (jehovaähnlich auch. Red. d. Vollsbl.), will ich nicht näher erörtern, dies ist ja zur Genüge bekannt; aber keinesfalls kann ich das von unserem Sprecher, Herrn G. S. Schäfer (Ausnahmen giebt es überall. Red. d. V.) gesten lassen, und ist es auch nur Kleingeisterei zu nennen, sich gegen Personen zu wenden. Und diese nicht allzu lobenswerthe Kampfweise wenden Sie gegen uns an, indem Sie uns für den Fall Baiger verantwortlich machen wollen. Verhält sich die Sache wirklich so, wie Sie in Ihrem Blatte mitgetheilt ist, so ist darin immer noch nichts zu finden, was die Nichtigkeit der freireligiösen Gemeinden darlegen könnte. Zur Sache selbst aber muß ich den Beweis, den Sie für das Absterben der freireligiösen Bewegung anführen, als verfehlt hinstellen. Wenn Sie zur Begründung dessen angeben, daß nur ein 1/100 pCt. von allen Schülern der höheren Schulen Diszidenten sind, so mag dieses selbst auf Wahrheit beruhen, allein unsere bestehenden Gemeinden sehen sich zum großen Theile aus Personen zusammen, die dem Arbeiterstande (???) A. d. Vollsbl.) angehören. Ueberdies muß ich noch den Ausdruck „religiöse Sekte“ in dem Sinne wenigstens, in welchem Sie ihn gebrauchen, sehr in Abrede stellen und nehme ich insoweit an, daß Sie nicht genügend unterrichtet sind. Unsere Gemeinde ist eine religiöse; doch verstehen wir unter Religion nicht irgend eine Beziehung zu einem außerordentlichen, übernatürlichen Wesen (Gott oder Teufel) und Leben (Himmel oder Hölle), sondern das mehr oder weniger bewußte ewig menschliche Streben nach einem harmonischen Verhältnis zu der uns umgebenden Welt auf Grund unserer eigenen inneren Harmonie, d. h. unserer Wahrhaftigkeit und Gewissenhaftigkeit und sind uns die Quellen dieser Religion Natur und Vernunft. — (Sehr möglich und religiös! Red. d. V.) Vollständig anerkennen aber muß ich Ihren Schlußsatz, nämlich, daß ein vernünftiger Mann dem Absterben der Bewegung keine Thräne nachweinen wird, denn dahin wird es sicherlich niemals kommen. Nun: „Alles begreifen, heißt Alles verstehen.“ — Berlin, den 19. Dezember 1884. In aller Hochachtung zeichne ich im Namen vieler: Gustav Nitros, Bildhauer, Georgenstraße 1a.

Bemerkung: Ich weise nicht im Geringsten darauf, daß Sie meinen Wunsch, dieses unter „Eingesandt“ zur öffentlichen Kenntniss zu bringen, Folge geben werden, und erwarte ich dies in einer der nächsten Nummern, wo dringensfalls ich bei einem ändern, von Arbeitern geleiteten Blatte um Druck nachsuchen muß. (So! A. d. V.)

(Anmerkung der Redaktion. Wir bringen die vorstehende Aufschrift zum völligen Abdruck. Durch dieselbe sind wir nun noch mehr überzeugt worden, daß die freireligiösen Bestrebungen nicht besonders Klären und wirken, sondern sich in allerlei Missifikationen bewegen. Uebrigens wiederholen wir, daß „religiös“, „konfessionslos“ ganz etwas anderes ist, als „freireligiös“. Wir haben noch einen Brief in derselben Sache erhalten, der aber durch Abdruck des vorstehenden „Eingesandt“ seine Einleitung gefunden hat.)

Eine Erinnerung an Skobelew und Gambetta.

Unter dieser Ueberschrift bringt die „Allgemeine Zeitung“ einen Artikel, der vielleicht nicht in allen Theilen zutreffen mag, aber im Allgemeinen des Interessanten genug bietet, so daß wir ihn hier wiedergeben wollen:

Anknüpfend an eine soeben erschienene Darstellung des „Gaulois“ über die vertraulichen Beratungen, welche General Skobelew 1882 mit Gambetta pflog, giebt der Pariser Berichterstatter der „Daily News“ heute aus eigener persönlicher Erfahrung eine Schilderung, die in Frankreich, wie in Deutschland beachtet zu werden verdient. Der russische Feldherr und der französische Staatsmann sind zwar todt. Aber die Schulen der beiden Männer sind noch vorhanden: in Paris ist die eine derselben sogar großentheils an der Macht und führt, trotz Grévy, Kriege im Sinne des so unerwartet hinweggerasteten Meisters.

Skobelew's Plan war bekanntlich ein russisch-französisches Bündniß. Oesterreich-Ungarn glaubte er in seiner Hülfslosigkeit bei der kriegerischen Berechnung beiseite setzen zu können. Von Italien nahm er an: es werde sich erst entscheiden, wenn es sehe, auf welcher Seite der Sieg zu erwarten. Deutschlands Stärke, meinte er, werde sehr überschätzt. Erstarrt war er, Gambetta tief von dem Geiste der „napoleonischen Ideen“ („Idées Napoléoniennes“) durchdrungen zu finden. Das ist der Titel jener geschichtlich merkwürdigen Schrift, welche Louis Napoleon als Verbannter herausgab, und die später für die Kenner derselben zum Schlüssel seiner präsidentenamtlichen und kaiserlichen Staatskunst wurde.

Aus Skobelew's eigenem Munde hat nun vor zwei Jahren der Mitarbeiter der „Daily News“ ausführliche Mittheilung über die öfteren Unterredungen des russischen Generals mit Gambetta erhalten. Es handelte sich dabei um die Herstellung des genannten, gegen Oesterreich und Deutschland gerichteten Bündnisses. Skobelew erzählte von den Bemühungen Gambetta's, in den oberen Graden des französischen Heeres — wo bekanntlich starke politische Gegensätze herrschen — die innere Einheit zu fördern; von seinem Grundsatze: daß die kriegerischen Tugenden nur durch Heldenthaten wachgehalten werden können; von seinem weiten Blick in auswärtiger Politik, und wie diese fast gleichlautend mit derjenigen sei, welche Napoleon III. zur Grundlage von Anerbietungen an die St. Petersburg-Regierung machte, ehe man sich ihm von dorther feindselig gegenüberstellte.

Gambetta zweifelte indessen anfänglich an der soldatischen und finanziellen Lichtigkeit Rußlands, Skobelew führte ihn deshalb zu dem (so eben verstorbenen) General Fleury, der seine Bedenken hob. Fleury glaubte allerdings, Rußland vermöge keinen langwierigen Krieg auszuhalten; aber die an seinen Grenzen aufgestellten Truppenmassen seien geehrt, mit furchtbarem Gemüth auf einen Nachbarn zu fallen. Als diese Pläne etwas ruhbar wurden und in Frankreich sich eine gewisse Furchtsamkeit zeigte, habe Gambetta sich entschlossen, eine Angriffspolitik in fernabliegenden, zu Ansiedelungszwecken sich eignenden Gebieten zu fördern.

Daß Gambetta ganz innerhalb der „napoleonischen Ideen“ gedacht und getrebt habe, bezeugt der Pariser Berichterstatter der „Daily News“, der den russischen General aus der Wohnung des französischen Staatsmannes gehen sah, ausdrücklich. Er hätte noch mehr sagen können. Viele Jahre hindurch war er nämlich, wie wir wissen, der gute und vertraute Freund Gambetta's gewesen; und Zweifel an der Gesinnung des letzteren liegen ihm daher nur langsam und allmählich auf. Welcher Art aber diese, zuletzt in eine feste Ansicht sich ausprägenden Zweifel gewesen waren, ergibt sich aus einer Aeußerung, welche der genannte Mitarbeiter des ministeriellen Londoner Blattes vor einiger Zeit hier vor einem engeren Kreise von Oebern, in welchem Gambetta's Ziele erörtert wurden, mit großer Bestimmtheit that. Sie lautete so: „Hätte Gambetta mitergeliebt, so würde er gesucht haben, sich zum Kaiser zu machen. Das war sein Ziel!“

Bei einem Manne, der den ehemaligen Diktator im freundschaftlichen Verkehr viele Jahre lang genau zu beobachten Gelegenheit hatte, ist dieses Urtheil gewiß von Bedeutung. Auch mag erwähnt werden, daß zwischen den beiden in keiner Weise eine eigentliche Trübung des persönlichen Verhältnisses vorgekommen war. Obige Aeußerung verbürgen wir hiermit.

Gambetta's vertraulicher Umgang mit dem General Galitzin fiel seinerzeit in Paris bei den aufmerksamen Kennern der Lage mit Recht auf. Dieser Soldat galt ihnen als der künftige Staatsfürst. Daß der republikanische Führer sich von Getreuen wegen seiner Stellung in der Kammer als

„Präsident Soleil“, Sonnen-Präsident (im Anknüpfen an das für Ludwig XIV. gebrauchte Lobdienenwort: Roi-Soleil) bezeichnen ließ, konnte auch als Fingerzeig betrachtet werden. Mittels des von ihm so eifrig gepflegten Entwurfs der Listen-Abstimmung wollte Gambetta sich unzweifelhaft zum „Großwähler Frankreichs“ aufschwängen und zum „nationalen Diktator“ erheben lassen. „Der Schatten der kommenden Nacht liegt schon auf seiner Stirn!“ sagten damals einige von denen, die es allzu eilig hatten, in seiner Umgebung zu glänzen, als daß sie sich mit größerer Klugheit ausgedrückt hätten. Unvergeßen bleibt, wie Gambetta, als die erste über seinen Entwurf (denn es war der seinige, obwohl ein Anderer ihn vortrug) vorgenommene Abstimmung stattfand, schweißtriefend, nervös furchtbar auftrat, in einem Seitenszimmer der Kammer auf einem Stuhle sitzend gefunden wurde — gerade als ginge es um Leben oder Tod für ihn. Erst als er erfuhr, daß die Vorlage mit acht Stimmen durchgegangen war, athmete er tief auf:

Sein Versuch, die Presse durch massenhaften Ankauf von Zeitungen ganz in die Hand zu bekommen, stand mit diesem hochfliegenden Streben in engster Verbindung. Ab und zu eine läusende Friedensrede haltend, ließ er gleichwohl seine wahre Absicht öfters merken. So zum Beispiel beim Bankett der Abolitionisten, wo er ausrief: „Frankreich kann nie groß genug sein; es kann der Bevölkerung nie genug haben. So oft die Zahl seiner Bürger vermehrt wird — sei es an den Thoren des Vaterlandes“ (Aethiolen! Belgien!) „oder in Anstaltungen jenseits der See“ (Tunis! Tonting! Madagaskar!) — „so vermehrt sich die Gefahr seiner Stellung.“

Es ist unsere feste, auch auf anderweitige Kenntniß gegründete Ueberzeugung, daß die französische Republik einer großen Gefahr entgangen ist, einmal durch die glücklicher Weise nachträglich erfolgte Wiederverwerfung der Listen-Abstimmung, sodann durch den Tod Gambetta's. Man mag den Gang der Geschichte so tief auffassen, wie man will, die einzelnen starken Charaktere werden bei großen Krisen stets von entscheidendem Einflusse sein. Im täglichen raschen Strom der Begebenisse bewahren sich Wenige den Blick und die Erinnerung für die Ansätze zu den wichtigsten, oft für das Leben eines Volkes auf ein Jahrhundert oder mehr hinaus entscheidenden Wendungen. Eine Persönlichkeit wie Gambetta steht jetzt nicht mehr für den Freistaat bedrohlich im Vordergrund. Im Lichte der Ziele des Meisters angesehen, wird aber doch sogar das Treiben seiner Nachtreter die Aufmerksamkeit dieser Verdienen, die den Freistaat halten wollen; denn, wo solches Treiben ungehindert spielt, stellt sich zuletzt oft genug wieder eine ähnliche Persönlichkeit ein.

Politische Uebersicht.

Schutz den Beamten! So rief vor einigen Jahren gelegentlich einer Debatte im Reichstage der Fürst Reichskanzler aus. Unter dem Hinweis, daß der Beamte als Vertreter der Staatsgewalt, eine ganz besondere Verantwortlichkeit habe, und daß er daher gegen Uebergriffe von Seiten des Publikums durch das Gesetz besonders geschützt werden müsse, forderte der Kanzler strenge Strafen gegen diejenigen, welche Widerstand gegen die Vertreter der Staatsgewalt leisten würden. — Das Strafgesetz droht solchen Widerspenstigen mit einer verhältnismäßig sehr hohen Strafe und die Gerichte wenden dasselbe in solchen Fällen in der Regel mit besonderer Schärfe an.

Um so mehr muß folgender Vorfall bedauern: Ein Offizier wird in Hannover von einem Nachwachter arretirt; der Nachwachter will den Mann, der die Nennung seines Namens verweigert, zur Wache bringen. Der Arretant widersetzte sich, er schlägt den Wachter; doch letzterer hält ihn fest und fest und soll ihn — nach Angabe des Staatsanwalts — bis zur Bestimmungsfähigkeit gewürgt haben. — Solche Arretirungen gehören nicht zu den Seltenheiten, und auch diese wäre wohl kaum besonders aufzufallen, wenn der Arretirte nicht Offizier gewesen wäre. — Der Nachwachter erhält eine Anklage wegen Amtsüberschreitung und Körperverletzung. Die Verhandlung fand am 19. Dezember vor dem Landgericht in Hannover ihren Abschluß. Der Staatsanwalt beistimmt dem Nachwachter das Recht (!), einen Offizier in Uniform arretiren zu dürfen, und bezog sich auf das Recht (!) der Studenten, die durch Vorsehung der Legitimationskare ebenfalls vor Arrestation geschützt sind. Er erachtete den Angeklagten schuldig der Amtsüberschreitung und auch der Körperverletzung, weil er den Leutnant Sigenor bis zur Bestimmungsfähigkeit gewürgt. Er beantragte für diese Gesetzesübertretung eine Gesamtsstrafe von fünf Monaten Gefängniß. Rechtsanwält Heiliger machte geltend, daß sein Klient sich wohl nach

den erhaltenen Hieben nicht anders habe helfen können, als durch Arrestation des Thäters, dessen Widerstand er durch Gewalt habe entgegenzusetzen müssen. Leutnant Sigenor hätte sich davor schützen können durch Nennung seines Namens, aber dieses einzige Mittel habe er verschmäht. Eine Körperverletzung sei durch keinen Tragen nachgewiesen; er bitte wegen dieses Vergehens um Freisprechung; falls der Gerichtshof auf eine Amtsüberschreitung erkennen sollte, so halte er eine Geldstrafe oder eine kleine Haftstrafe für ausreichend. Das Urtheil des Gerichtshofes lautete: „Der Angeklagte ist der Amtsüberschreitung und der Körperverletzung nicht schuldig und wird freigesprochen.“ Man kann aus dieser Verhandlung eigenthümliche Schlussfolgerungen ziehen. Wenn also Studenten und Offiziere nicht arretirt werden dürfen, dann können sich Vorfälle, wie die in Hannover, recht leicht wiederholen und man kann es einem gewöhnlichen Beamten gewiß nicht verdenken, wenn er den Mißthäter auch dann feststellen will, wenn derselbe Student oder Offizier ist. Wird dieses dem Beamten unmöglich gemacht, dann wird die Verwirklichung des Wunsches des Fürsten Bismarck: „Schutz den Beamten“ sehr in Frage gestellt werden, denn es läßt sich doch nicht annehmen, daß die Beamten nur vor den Arbeitern und ädriken Bürgern eines besonderen Schutzes bedürfen.

Preis. Bei der gestrigen Nachwahl zum Reichstage wurde Wiermer (Soj.) gewählt.

Zur Bekämpfung der Trunksucht hat eine Kommission des westphälischen Städtetages eine von den Herren Pastor v. Bodelschwingh und Bürgermeister Bonstedt-Fielohm verfaßte Adresse an das Staatsministerium gerichtet, welche sich den Wünschen des deutschen Vereins zur Bekämpfung der Trunksucht zum Theil anschließt, zum Theil eigene Wünsche äußert und speziell die Bestrafung (!) jeder öffentlichen Trunksucht fordert.

Darmstadt. Dem Landtage ist ein Gesetzentwurf, betreffend die Wittwen- und Waisenlaste der Volkschullehrer zugegangen. Die Höhe der Pensionen wird auf 450 M. jährlich normirt, der jährliche Beitrag der zur Theilnahme an der Kasse berechtigten und versicherten Lehrer auf 42 M.; der gleiche Beitrag ist aus dem Einkommen unbefestigter Lehrstellen und solchen zu leisten, die von nicht zur Theilnahme an genannter Anstalt verpflichteten Lehrern verwaltert wird. — Der schon erwähnte Gesetzentwurf, betreffend Erhöhung der von der Offizierswitwen- und Waisenlaste zu zahlenden Pensionen — dieselbe war durch Gesetz von 1835 geregelt, inzwischen aber durch Verordnung bereits erhöht — normirt dieselbe für Generale auf 1543 M., für Obersten und Oberlieutenants 1286 M., für Majore auf 1030 M., für Hauptleute auf 772 und für Leutenants auf 516 Mark. Es bedeutet dieses eine Erhöhung um etwa 25 Proz. des früheren gesetzlichen Betrages.

Aus Sachsen wird der „Volk“ geschrieben: Unsere Reaktionäre sind sehr erbost über eine längst vorausgesehene und sehr natürliche Erscheinung, die sich in Bezug auf die Einführung des Krankenkassengesetzes zeigt. Nicht nur, daß die aufgeliärteren Arbeiter sämmtlich die freien Hilfsklassen bevorzugen und mit einer gewissen Scheu die Orts- und Gemeindefassen betrachten, auch zahlreiche Arbeitgeber wünschen, daß ihre Arbeiter den freien Hilfsklassen beitreten, damit sie, die Arbeitgeber, von den Beiträgen verschont bleiben. Darüber großes Halloh in unseren konservativen Zeitungen. Einzelne Arbeitgeber weigern sich sogar, Arbeiter anzunehmen, welche den Orts- und Gemeindefassen angehören — diesen Unternehmern wird von den konservativen Kanaklern alles Genick mit dem Staatsanwalt gedroht. Ein Arbeitgeber in Dresden hat öffentlich erklärt, daß es ihm nicht einfallt, für seine 17 Arbeiter einen jährlichen Krankenkassenbeitrag von 110 Mark zu zahlen. Und derartige Kundgebungen kommen immer häufiger vor. Dabei sind gerade in unserem Königreiche verchiedene größere centralisirte freie Hilfsklassen von der Behörde nicht bestatigt worden, so daß viel böses Blut bei den Arbeitern dadurch erregt worden ist. Bis jetzt hat die Krankenkassenversicherung noch nichts zur Beruhigung der Gemüther beigetragen — im Gegentheil, noch ist die Wuth größer als der Segen, den diese „Social Reform“ bringen soll. Uebrigens werden die Bedenken wohl daran thun, den freien Hilfsklassen die größtmögliche Unterstützung und Förderung angedeihen zu lassen im eigenen Interesse, wie im Interesse der gesammten Krankenkassenversicherung. Die Arbeiter selbst aber, welche durch irgend welche Verhältnisse gezwungen worden sind, den Zwangskassen beizutreten, haben ja Hegebezeit, nach Jahresfrist wieder aus denselben auszutreten und sich in eine freie Klasse aufnehmen zu lassen, doch dürfen dieselben die Kündigungsfrist nicht überschreiten, welche

wenn mancher dieser weitergebräunten jungen Männer daheim an sein blondes Liebchen denkt. Da auch sie wohl jetzt ebenso sehnsüchtig den Blick nach Süden richtet, wie hier von diesen schwanlenden Brettern aus nach Norden gesehen wird? Ganz bestimmt, denn in den fernen Hifen in China und Indien hat er ihrer gedacht, und gerade heute ist der Abend, wo man mit besonderer Innigkeit aller seiner fernen Lieben gedenkt.

Ganz hinten in der Ecke sitzt der Schiffsjunge, er lauscht andächtig den Erzählungen der Aelteren, vielleicht hat er noch im vorigen Jahre das Weihnachtsfest zu Hause, in seiner Familie verlebt, wer will es dem armen Jungen verdenken, wenn er verstohlen mit seiner schmelzigen, überbeschnupften Hand eine Thräne wehmüthig Erinnerung aus seinem Auge wischt? Aber dennoch kann er nicht von der See lassen, sie ist so schön, und wer sich einmal ihrem Zauber hingeeben hat, der kann nicht von ihr lassen, und wenn er auch weiß, daß er vielleicht in kurzer Zeit ein nasses Grab auf dem Meeresboden findet.

Und oben auf der Kommandobrücke geht der wachhabende Steuermann auf und nieder, er darf nicht träumen, seine Aufmerksamkeit ist auf seinen Dienst gerichtet, von ihm hängt das Wohl und das Wehe des ganzen Schiffes ab. Tief unten im Maschinenraum da stehen die russischen Heizer und versehen den Kessel mit dem nöthigen Feuerungsmaterial, ihnen nimmt die Hitze jeden Gedanken.

In den Salons der Passagiere, da trinkt man vielleicht auf das Wohl der fernen Lieben, aber auch hier ist die Weihnachtsfreude nur eine wehmüthige.

Schließlich kommt die Nacht mit ihren dunklen Fittigen und der gütige Traumgott zaubert den müden Schlafers vielleicht das Bild des strahlenden Tannenbaumes vor Seele.

Weihnachten auf hoher See.

R. C. Wie die Wogen glitzern und wie sie schäumen, so weit das Auge reicht, kommen sie in langen, unabsehbaren Linien gegen das Schiff, bis sie zu tausendfach pealendem Schaume zerronnen, zurücksinken in das unendliche Meer. Und immer und immer wieder erstehen neue Wogen und Wellen, sie sind unerhöplich, aber dennoch ist das Meer von majestätischer Ruhe in dieser wenig wechselvollen Bewegung.

Die Sonne scheint so glänzend herab, als wolle sie Alles versengen, was in ihr Bereich kommt, ein lauer, milder Wind schnell die Segel, und in weiter, durchsichtiger Ferne erblicken wir einen blauen, scharf abgegrenzten Streifen — es ist Land, die Insel Sokotorn am südlichen Eingang des rothen Meeres.

Welche Hitze und wie schmal die Luft ist! Vergebens sucht man Kühlung, Schatten, aber überall ist es gleich warm, gleich unerträglich. Und doch ist es Weihnachten heute, wo zu Hause vielleicht der heulende Sturm durch die Strophen pfeift und mit den alten knarrenden Wetterfahnen spielt und schallend Fensterläden und Hausthüren zumischt, oder wo die Leute eilig über den knirschenden Schnee dahin traben, um schnell die wärmende Stätte am Ofen aufzusuchen, wo jetzt vielleicht die letzte bessernde Hand an den Tannenbaum gelegt wird, in den Häusern Alles geheimnißvoll umherhuscht und jene postereiche, alte deutsche Ungemüthlichkeit herrscht.

Hier rauscht der Dampfer durch die wogende Fluth, schäumende Wellen umspielen seinen Bug, und sehnsüchtig blickt manches Auge nach Norden, weit hinweg über jene klare Insel, deren scharfe, rädige Umrisse immer deutlicher nahebar werden. An Bord selbst untrübt nichts den gewöhnlichen Gang der Dinge, die alltäglichen Geschäfte werden schweigend ausgeführt, der Steuermann geht be-

dächtig und aufmerksam auf der Kommandobrücke auf und nieder, die beiden Matrosen am Steuerruder sehen wie aus Erz gegossen, den Blick unverwandt in die Ferne gerichtet, andere hängen in den Raaken und ordnen das Tauwerk, die wenigen Passagiere drücken sich mißmüthig auf dem Deck herum, und suchen Schutz vor der Hitze.

Allmählich sinkt die Sonne nieder, ein erfrischender kühler Wind erhebt sich, in goldigem Purpurglanz verschwindet das Gestirn des Tages im fernen Westen, die volle, glänzende Scheibe des Mondes wird sichtbar und in seinen zitternden, silberglühenden Strahlen erglänzt das dunkle, unermeßliche Meer. Ein milder Sternenschein, in den farbenreichen Lichtern des südlichen Kreuzes spiegelt sich im Wasser wieder, und die gurgelnden Wellen an den Schiffswänden singen ihr melodisches, schweremüthiges Lied.

Jetzt wird es auch an Bord lebendiger. Vorn auf dem Vorderdeck haben sich die Matrosen niedergelassen, man fängt an, von der fernen Heimath zu erzählen.

Der alte Bootsmann mit dem struppigen blonden Bart und dem lebersfarbenen Taint denkt jetzt gewiß an seine einsame Hütte an der Küste der Nordsee, vielleicht umbraust sie jetzt der Wintersturm, der den scharfen eisigen Schnee vor sich hintreibt und das Häuschen in seinen Grundfesten zu erschüttern droht. Ob sie auch einen Tannenbaum geschmückt hat für seinen Knaben, ob sie ihm gerade jetzt von dem fernen Vater erzählt? Gewiß, denn das Band der Liebe vereinigt die Herzen, es überwindet die Entfernungen, und wenn dieselben viele Tausende von Meilen betragen.

Und die Matrosen erzählen von der Heimath, von dem Vergnügen, welches jetzt in ihren Fischerdörfern herrscht, und wie groß die Freude sein wird, wenn sie nach Hause kommen und nachträglich mit den Jhrigen Weihnachten feiern werden. Und die Augen leuchten heller,

mit dem 30. August 1885 abläuft. Bis dahin dürften sich auch wohl sämtliche Hilfsklassen dem Gesetze entsprechend eingerichtet haben. — Auch die sächsischen „Armenhäuser“ sind ebenso wie die preussischen „Landesanstalten“ bei den sogenannten Bogabunden sehr in Verfall. Dieselben ziehen das Gefängnis diesen Arbeits- und Besserungsanstalten vor. So zählte kürzlich ein jugendlicher Mensch, der im Bezirksarmenhaus sich befand, bei einem Ausgange eine Scheune bei Marktenkirchen an, lediglich um aus dem Armenhause heraus und ins Gefängnis zu kommen. Das ist wahrlich kein gutes Zeugnis für diese Besserungsanstalten! In einer Besserungsanstalt soll man nicht lediglich lüthigen, sondern in der Hauptsache erziehen. Schimpfen und prügeln allerdings ist viel bequemer, als belehren. — In unserem Königreiche hat man schon vielfach einen Anlauf gemacht zur Gründung einer Arbeiterkolonie. Bis jetzt ist es aber bei den Anfängen geblieben. Unsere Bevölkerung hat keine besondere Vorliebe für diese Experimente. Mag auch sein, daß man jetzt allgemein einseht, daß die bis jetzt gegründeten Arbeiterkolonien lange das nicht geleistet, was sie versprochen haben. Auch die Verpflanzungsstationen machen hier keine Fortschritte; die Ungleichmäßigkeit in der Errichtung derselben steht hinderlich im Wege. Man glaubt allgemein, daß solche Hindernisse nur im Wege der Gesetzgebung zu überwinden sind. — In Würzen beschäftigt die dortige Stadtmühle als Erbsenmühle immer eine größere Kinderschar. Den älteren Knaben von 12—14 Jahren war der Lohn zu gering, also 3 Pf. pro Stunde, und sie zogen deshalb in den nahen Wald, hielten Reden und proklamirten den Strik. Den Bemühungen und Versprechungen des nachweisenden Direktors der Mühle gelang es, die Gemüther zu beschwichtigen, und freudigen Muthes zog die Knabenschar wieder zur Arbeit, in dem Bewußtsein, doch etwas, und seien es auch nur Versprechungen, erreicht zu haben. Als ein Zeichen der Zeit ist aber doch wohl dieser Knabenstrik zu registriren.

England. Die Fischer Ruff, Chalk und Jarvis, welche wegen Verabredung der deutschen Rutter „Diedrich“ und „Anna“ angeklagt sind, erschienen gestern oberhalb vor dem Polizeigerichte in Great-Yarmouth, London. Die Verhandlung wurde wiederum vertagt. Zur Verabredung des ebenfalls angeklagten noch auf See befindlichen Fischers, Namens Preston, wurde ein Kanonenboot entsendet.

Süd Afrika. Die „Times“ meldet aus Durban von gestern, die englische Regierung hätte, um keinerlei Jambum fremder Mächte darüber aufkommen zu lassen, daß das Territorium von Port Durnford unter englischem Schutze stehe, durch das Kanonenboot „Gothaw“ daselbst die englische Flagge hissen lassen. Port Durnford liegt südlich vom Kap Lucia, in der Nähe der längst viel genannten St. Lucia-Bai im Zululand, welche nach englischer Behauptung von deutscher Seite längst gekauft werden sollte, wodurch die Bayern-Republicken ein Weg zum Meere geöffnet werden sollte, anstatt der von den Portugiesen festgehaltenen Delagoa-Bai. Für die Voeten wäre die englische Bestimmung ein weiteres Hinderniß für die Erlangung ihrer handelspolitischen Selbstständigkeit.

Australien. Dem „Neuerischen Bureau“ wird aus Melbourne gemeldet, die Regierung von Victoria bemühe sich, die Regierungen der anderen australischen Kolonien zu einer gemeinschaftlichen Protestation gegen die deutschen Protektorate in der Südsee zu veranlassen.

Die Empörung in Korea kam nach neuern Nachrichten zum Ausbruch während eines amikanischen (1) Offens, welches der japanische Konsul dem britischen Konsul gab und an welchem verschiedene Regierungsmänner, wie der Deutsche Möllendorff, Bismarckpräsident des Auswärtigen Amtes, und der amerikanische Resident theilnahmen. Herr Möllendorff hatte sich durch seine Ansichten und die Thatsache, mit der er dieselben zu verwickeln suchte, den besonderen Haß der Gegner des Ministeriums erworben. Die Japaner hatten sich mit dieser Opposition verbündet; Nachgiebigkeit gegen chinesische Ansprüche ist das Hauptverbrechen, welches man dem Ministerium zur Last legt. Die japanischen Parteigänger brachten zunächst sieben Minister um und nöthigten den König, ein japanisch gestimmtes Ministerium zu berufen. Dieses neue Ministerium aber wurde von den Chinesen niedergeworfen. Der König entfloh und Seoul war nun der Schauplatz eines Kampfes zwischen chinesischen und japanischen Truppen, welche beide zusammen wieder vom koreanischen Meere angegriffen wurden. China und Japan haben Truppen entsandt. Man glaubt, daß die Japaner ihr Gesandtschaftsgebäude selbst angezündet haben. Der „Breitauer Zig.“ geht ein Privattelegramm aus Gōkyū zu. — Herr Möllendorff hat dort persönliche Beziehungen — wonach von demselben beruhigende Nachrichten eingetroffen wären. Es fragt sich nur, ob diese Nachrichten inzwischen nicht durch die späteren Telegramme überholt sind.

Zokales.

Das neue Bahnhofgebäude der Stadtbahn, welches die Station Thiergartenhof bilden soll, ist nunmehr bis auf die Glasarbeiten fertiggestellt. In den unter der

Bahnhofshalle befindlichen Stadtbahnhöfen wird jetzt eifrig an der Einrichtung der verschiedenen Bureau's gearbeitet, um die Eröffnung der Station im nächsten Monat bewirken zu können. Diese Station ist bekanntlich zur Bequemlichkeit der Studierenden erbaut worden, welche das neue Polytechnikum in Charlottenburg besuchen.

Die Bewohner Rixdorfs beabsichtigen nach Neujahr an den Eisenbahnminister eine Petition dahin zu richten, daß die über den Bahnhöfen führende Brücke amtlich reparirt werde. Die Brücke ist bekanntlich seit ca. 1 Jahre für den Personenverkehr gesperrt und muß das Publikum, welches über den Bahnhöfen hinweggehen will, oft 10 bis 15 Minuten warten, da hier fast ununterbrochen rangirt wird.

Eine große Enttäuschung erlitten heute die mit Gänsen nach Berlin gekommenen Bayern, welche in Anbetracht der beiden Weihnachtsfeiertage große Mengen von Gänsen eingeführt hatten und auf den Wärlern 70—75 Pfennige für das Pfund forderten. Der Abzug war in Folge dessen ein so geringer, daß die Bauern sich schließlich gegen Mittag veranlassen mußten, mit den Berliner Breien zu rechnen und nur 50 bis 55 Pf. zu verlangen. Viele nahmen große Quantitäten von Gänsen wieder mit nach Hause, da ihnen der Verkauf nach 1 Uhr Mittags von Schuppleuten untersagt wurde.

Trotz der hohen Preise wurden heute auf den meisten Handeldplätzen mit Weihnachtsbäumen fast sämtliche Bäume verkauft, so daß die Straßenreiniger nicht, wie in früheren Jahren, große Haufen von Tannen und Kiefern abzufahren brauchten. Aus der enormen Anzahl von Weihnachtsbäumen, welche nach Berlin geschickt und auch abgesetzt worden ist, kann man die erfreuliche Wahrnehmung machen, daß dem Berliner der Sinn für die würdige Begabung des Christfestes geblieben ist.

Eine urweltliche Schnupstabsdose. Eine der wenigen Wahrzeichen Berlin's bildet die sogenannte „Ribbe“ (Rippe) an dem Hause Wollenmarkt Nr. 13, Rippe und Schultenblatt eines vorweltlichen Thieres, nach denen das ganze Haus und die in ihm betriebene Wirtschaft im Volksmunde die „Ribbe“ hieß. Bis 1448, wo die Stadt den Blutbann verlor, stand vor diesem Hause der Berliner Roland, das Wahrzeichen der eigenen städtischen Gerichtsbarkeit. Die „Ribbe“ pflanzte diese Tradition fort. Als das Haus vor einigen Jahren neu gebaut wurde, verschwand das Gosthaus zur Ribbe und mit ihm sein Wahrzeichen. Die Wirtschaft entstand neu in der benachbarten Wollenstraße, die „Ribbe“ wurde nicht wieder aufgerichtet. Aber vorhanden ist sie noch. Aus einem der kolossalen Wirbelknochen hat der Wirth eine riesige Tabakdose herstellen lassen, die eigentliche „Ribbe“ und die sonstigen Knochenreste des vorweltlichen Thiers haben unter dem Brand eine Stätte gefunden. Passender dürften sie wohl im Märkischen Museum plazirt werden.

Diebstahl. Einem hiesigen, Unter den Linden wohnhaften Bankier sind in der Zeit vom 19. bis 22. d. Mts., Abends aus seinem Geschäftslokale zwei Eisenbahn-Stammaktien der Halle-Sorau-Guben Eisenbahn à 300 Mark mit Dividendenchein vom Jahre 1884 und folgende nebst Talon abhanden gekommen. Die Aktien tragen die Nummer 28923 und 24, auf deren Ankauf wir hiermit warnend aufmerksam machen wollen.

Eine bekannte, vielfach bestrafte Taschendiebin, Frau Machotta, wurde vor einigen Tagen auf dem Weihnachtsmarkt am Schlagplatz bei der Ausführung eines Taschendiebstahls in flagranti ergriffen und verhaftet. In der Gesellschaft der M. befand sich auf dem Markte der gleichfalls vielfach bestrafte Handelsmann Demant, welcher sich seiner Festnahme durch die Flucht entzog. Gestern wurde Demant, dessen Ehefrau bekanntlich wegen Theilnahme an dem Friedländerischen Juwelendiebstahl im Dezember vorigen Jahres in der Strafanstalt sich befindet, von der Kriminalpolizei ermittelt und unter dem Verdachte der Theilnahme an dem Diebstahl der M. zur Haft gebracht.

Die Freiheit der Diebe wird wieder einmal durch nachstehenden Fall illustirt: Von einer Equipage, welche gestern Nachmittag in der Brückestraße nahe der Neumannsgasse hielt, nahm ein Mann eins der in denselben liegenden Pakete und entfernte sich damit. Der auf dem Boden stehende Aufseher hatte dies Manöver nicht bemerkt, dagegen ein Herr, welcher sofort unter dem Ruf „Haltet den Dieb“ die Befehlsgebung des Räubers aufnahm. Letzterer flüchtete, gefolgt von einer Anzahl von Personen, durch die Neumannsgasse in die Breitestraße und suchte auf den Weihnachtsmarkt zu entkommen. An der Ecke der Breitenstraße und dem Schlagplatz aber gelang es, den Dieb festzunehmen, worauf er zweien auf dem Weihnachtsmarkt stationirt gewesenen Schuppleuten übergeben wurde, welche seine Sicherung nach dem 1. Polizeirevierbureau bewirkten. Der Festgenommene, welcher bei seiner Flucht das Paket von sich geworfen hatte, verhielt hartnäckig seine That abzuleugnen, wurde aber der Thäterschaft durch Zeugenaussagen überführt und in Haft behalten.

Ein tragisches Familienereigniß spielte sich gestern Nachmittag gegen 5 Uhr in der in der kleinen Auguststraße 7 belegenen Wohnung des früheren Bureau-Voten Samuel Rube

ab. Als der Stiefsohn des R. um die angegebene Zeit seinen Stiefvater, welcher bereits seit längerer Zeit an einer unheilbaren Krankheit daniederliegt, besuchen wollte, fand er die Thüre verschlossen. Da dieselbe trotz mehrmaligen Klingelns und Klopfens nicht geöffnet wurde, so wurde auf Acquisition des Hausmuths, des Wärtlers Roesch, ein Schlosser beigegeholt, welcher die Wohnung gewaltsam erbrach. Beim Eintreten in dieselbe bot sich den Eindringenden ein schrecklicher Anblick dar. An einer Thürzarge fand man die ca. 60jährige Frau Rube halb auf einem Stuhl ruhend, erhängt. Der Grund zu dieser unglücklichen That soll die unheilbare Krankheit ihres Mannes gewesen sein. Während die R. auf erwähnte Weise ihrem Leben gewaltsam ein Ende machte, war ihr Gatte in einer antihöhen Kammer gebettet. Die Leiche der Selbstmörderin ist nach dem Obduktionshause geschafft, der hinterbliebene Gatte dagegen nach dem Krankenhaus im Friedrichshain überführt worden. Der Zustand des letzteren soll durch das tragische Ereigniß sehr veranlassen verschlimmert haben, daß an seinem Auskommen ge zweifelt wird.

Unbekannt verstorben. Ein unbekannter, einfach gekleideter ca. 25jähriger Mann wurde am gestrigen Tage in unserem Nachbarort Charlottenburg in bewußtlosem, anscheinend innerlich schwer erkranktem Zustand auf der Straße gefunden und nach der Wache des dortigen 18. Polizeireviere geschafft. Kaum hier eingeliefert, verstarb der Unbekannte plötzlich, ehe noch ein Arzt hinzugerufen werden konnte, und ehe noch eine Vernehmung mögl. war. Da bei dem Todten keinerlei Papiere vorgefunden wurden, die über seine Person Aufschluß geben konnten, so ist die Leiche behufs eventueller Autopsie nach der hiesigen Morgue überführt worden. Nach dem von der Charlottenburger Behörde festgestellten Signalment ist der Todte mittelgroß, hat blondes Kopfhaar und einen kaum sichtbaren Anhang von Bart. Der unbekannt Verstorbene war bekleidet mit einem dunkeln Anzug, einer engl. Lederhose, grau und weiß gestreiftem Halsstuch und brauner Stoffmütze.

Ueber einen Todesfall, welcher in Folge mangelhafter Beleuchtung der Treppentreppe sich ereignet hat, wird uns folgendes berichtet: Der Arbeiter R. kehrte am 21. d. M. Abends gegen 6 Uhr von einem Auszuge in seine in der Doppelstraßen belegene Kellerwohnung zurück, trat auf der vom hinteren Thoreweg aus zu seiner Wohnung führenden Kellertreppe fehl und stürzte die Kellertreppe herab, wobei er einen Bruch des Rückenwirbels erlitt und betäubungslos liegen blieb. Er wurde in diesem Zustande nach Bethanien gebracht, woselbst er bald darauf in Folge der erlittenen Verletzungen starb. Auf die Veranlassung der Staatsanwaltschaft finden Ermittlungen darüber statt, ob in Bezug auf diesen Unfall irgend welche Person, namentlich den Hauswirth, welchem die Treppenbeleuchtung obliegt, ein Verschulden trifft.

Polizei-Bericht. Am 23. d. M., Nachmittags, die unvortheilhafte Reise auf dem Hofe Zimmerstraße 79 Holz zerleinerte, fiel durch Fahrlässigkeit der beim Neubau des Vorderhauses beschäftigten Zimmergesellen ein Nitzegel auf der Höhe des 3. Stockwerks herab und ihr auf den Kopf. Sie erlitt dadurch eine so schwere Verletzung, daß sie auf ärztliche Anordnung nach dem katholischen Krankenhaus gebracht werden mußte. — In derselben Zeit wurde eine Frau in ihrer Wohnung in der kleinen Auguststraße an der Stubnhöhe erhängt vorgefunden. — An demselben Tage Nachmittags wurde die sehr schwehörtige A. beiterfrau Weis an der Ecke der Riesen- und Schillingstraße beim Ueberschreiten des Fahrdammes von einem Geschäftswagen überfahren und am rechten Ellenbogen verletzt.

Gerichts-Zeitung.

Mit außerordentlicher Strenge bestrafte am 22. Oktober cr. die 87. Abtheilung des hiesigen Schöffengerichts den früheren Schuldigen Karl August Angestein wegen wiederholter Verleumdung des Rektor's Rüdheim von der 35. Gemeindefchule und dessen Angehörigen, indem es dem Angeklagten dessen mit Rücksicht auf den Verlust an Respekt bei den Schulfeldern und auf die Nothwendigkeit, die Lehrerautorität zu schützen, eine einjährige Gefängnisstrafe auflegte. Gegen dieses harte Strafmaß hatte der Verurtheilte, der gegen die sonstige Praxis der Strafgerichtshöfe auf freiem Fuß gelassen war, Berufung eingelegt, über welche heute die fünfte Strafkammer hiesigen Landgerichts I in Verhandlung trat. Der Angeklagte war durch den übermäßigen Genuß von Spirituosen in höchst aufgeregter Stimmung im Termin erschienen, es gelang jedoch der außerordentlichen Geduld des Vorsitzenden, den Angeklagten in den gebührenden Sanktionen zurückzuführen und die Verhandlung zu Ende zu führen. Der trotz erlittener vier schwerer Verurtheilungen als Schuldiger angestellte Angeklagte benahm sich seinen früheren Vorgefährten gegenüber demüthig, daß ihn die städtische Schulverwaltung entlassen mußte. Rektor Rüdheim nahm sich aber wegen der Familie des Angeklagten derselben an und erlangte in der That seine Wiederanstellung an der ihm untergeordneten Gemeindefchule. Für diese Menschenfreundlichkeit wurde er aber von dem Angeklagten mit dem größten Un dank be-

Die Pariser Geheimpolizei.

(Schluß.)

Bei seinen Nachforschungen wird der Agent oft mehr vom Zufall als durch seinen Scharfsinn unterstützt. An dem Tage, wo ich die „Sirene“ besuchte — erzählt Wolff — hatte einer der Agenten wie durch ein Wunder eine Diebesbande entdeckt. Zufällig trat er in ein Tanzlokal in einem der Vorstadtviertel, wo er sofort von einem der Mädchen erkannt wurde. Dieses ging auf ihn zu und flüsterte ihm geheimnissvoll in's Ohr: „Ich weiß, warum Sie herkommen. Wenn Sie mir versprechen, mich nicht mitnehmen zu wollen, werde ich Ihnen ihn zeigen.“ Der Agent that natürlich, als ob er von Allem unterrichtet sei, entlockte dem Mädchen aber bequeme Art und Weise all seine Geheimnisse und vernahm so, daß es die Geliebte des Mannes gewesen, welcher, wie es annahm, von der Polizei gesucht wurde. Derselbe hatte ihr ein anderes Mädchen vorgezogen und dafür wollte sie sich rächen. „Das ist er“, sagte sie, während sie auf einen der Anwesenden mit dem Finger wies. Der Agent trat auf den Angezeigten zu, legte die Hand auf seine Schulter und flüsterte ihm in's Ohr: „Ich nehme Sie in Haft.“

Der Andere versuchte Anfangs sich sehr beleidigt zu zeigen und flüsterte zurück: „Sie irren sich! Ich bin nicht der, den Sie meinen. Lassen Sie mich los“, aber der Agent nahm ihn freundschaftlich beim Arm und so gingen Beide, wie die besten Kameraden fort. Auf ein Zeichen des Agenten nahm einer seiner Kollegen, der vor dem Tanzsaal stehen geblieben war, den anderen Arm des Mannes und so gingen sie alle Drei auf die Wache.

„Und die Anderen?“ sagte plötzlich der Verhaftete, „haben Sie die Anderen schon?“

„Noch nicht“, lautete die Antwort, „aber es wird nicht lange mehr währen.“

„Ich habe Durst, gehen Sie eben mit mir in dieses Weinhaus, um ein Glas Wein zu trinken.“

Die Drei gingen hinein. Die Bunge des Diebes wurde bald gefügig macht; einmal würde es doch heraus kommen und da um wolle er lieber Alles gleich erzählen. Es war ein Mensch, der bereits 52 Diebstähle auf seinem Gewissen hatte, all seine Komplizen verrieth und die Stellen angab, wo er habhaft werden konnte. Durch Zufall war der es Tanzlokal gekommen und mit Hilfe zweier Geheimpolizei und einiger gardiens de la paix war

Nachts gegen 3 Uhr die ganze Bande in der Prefektur beisammen. Man irrte sich, wenn man annimmt, daß derartige wichtige Dienstleistungen von dem Chef reichlich belohnt werden. Er verlangt nicht über derartige Statifikationen — und an und für sich sind die Mittel hierzu sehr schwach. Der Chef selbst kann seinen Agenten keine höhere Prämie als 20 Franken gewähren, so daß seine Autorität fast ganz allein auf persönlichen Einfluß beruht. Allezeit der Erste auf dem Posten und bei Gefahr giebt er seinen Untergebenen ein Beispiel treuer Pflichterfüllung.

Wenn der Polizeichef auch all die kleinen Angelegenheiten erledigt und jedem Brigadier die nöthigen Beschele ertheilt hat, zur Weiterbeförderung an die verschiedenen Agenten, geht zum Beispiel, wenn ihm überall noch Zeit übrig bleibt, denn um 2 Uhr muß er sich bei dem Untersuchungsrichter einstellen, um ihm die Folge seiner Recherchen mitzutheilen und ihn nach dem Thorte zu begleiten, wo wieder ein neues Verbrechen bezangen worden ist. Daraus macht er die lästige Kunde in den Gefängnissen. Untergebene, welche die Verbrecher aufsuchen, hat er nicht und er ist allein für die öffentliche Sicherheit verantwortlich. Für ihn sind natürlich sofort die Thore sämtlicher Gefängnisse offen. Ihn nimmt er sich auch Zeugen mit, in der Hoffnung, daß sie einen oder den anderen der Gefangenen erkennen, der auch der Mithäterschaft an einem anderen Verbrechen schuldig ist, als desjenigen, für welches man ihn in Haft gebracht hat. Dies Verhör findet aber niemals in den Kellen statt, denn in diese wird ein Fremder unter keinerlei Vorwand hineingelassen. In Nozas 3. A. läßt sich der Chef den Gefangenen in die sog. Instruktionkammer bringen, eine Zelle, in der nur ein Tisch mit zwei Stühlen steht. Einst — so berichtet Wolff — habe ich einem dortigen Verhör angemohnt. Der Mann, der verhört wurde, Betrüber von ungefähr 30 Diebstählen und einer der ersten Gauner von Paris, schien gar nicht gefährlich. Er sah nett und ungekaut aus, stützte sich mit dem Ellbogen achtlos auf den Tisch, an welchem der Polizeichef saß und sprach mit diesem in sehr ehrerbietigem Tone, aber doch sehr frei und ungezwungen. Als der Chef ihn aufforderte, einige nähere Mittheilungen über den Diebstahl zu machen, bei welchem er erloppet worden war, blickte er misstrauisch auf mich und witzelte sich. „Wenn wir unter vier Augen sind, will ich wohl erzählen — aber nicht in Gegenwart dieses Herrn.“ Augenblicklich hielt er mich für einen Justizbeamten oder einen Zeugen, mit dem man ihn konfrontiren wolle. Der Chef drang denn auch nicht weiter in ihn und sondete ihn in seine Zelle zurück, nachdem er ihm

ein Päckchen Zigaretten überreicht hatte, das mit großer Dankbarkeit angenommen wurde.

Von Nozas geht der Chef der Geheimpolizei nach La

Arquette, und von dort nach dem Gefängnis, in welchem die Kinder unter Schloß und Riegel gehalten werden.

Wenn seine Wanderung durch die Gefängnisse beendet ist, kehrt der Chef in sein Bureau zurück, wo die Rapport über das während des Tages Vorgefallene seiner bereits wartet. Liegt nicht gerade viel vor, so kann er eben nach Hause schlafen, um mit seiner Familie zu speisen, muß aber sofort wieder aus Bureau zurück. Wenn man gegen Mitternacht über den Quai de l'Horloge wandelt, wird man oft im ersten Stockwerke der Prefektur ein kleines vergittertes Fenster erleuchtet sehen. Dort arbeitet der Chef der Pariser Geheimpolizei noch bis tief in die Nacht hinein. Nach dem Polizeipräsident ist er derjenige Beamte, auf dem die größte Verantwortlichkeit ruht. Zur Ausführung seines anstrengenden Postens sind denn auch drei Eigenschaften nöthig, die selten vereint vorkommen: eine eiserne Gesundheit, mit welcher man eine so anstrengende Arbeit allein den alligen kann, großer Scharfsinn im Aufsuchen der geheimnissvollsten Verbrecher und der Muth eines Soldaten, bereit jede Stunde sein Leben in die Schanze zu schlagen, wenn die Gesellschaft in Gefahr ist.

Albert Wolff schildert sodann die Vorgänge in dem Bureau der Prefektur, in welchem die Spghuben, die während der Nacht gefangen wurden, am nächsten Morgen das erste Verhör zu bestehen haben. Die Möbel in diesem Bureau bestehen aus einem kleinen Tisch, einem halben Duzend Stühle und einer Art von Bibliothek mit allerlei Dokumenten u. Auf den Stühlen sitzen 5 oder 6 Agenten, um zu sehen, ob sie unter den Verurtheilten, welche hinter einander dem Brigadier vorgeführt werden, keine alte Bekannten entdecken können. Der Brigadier sitzt hinter dem Tisch und vor ihm liegt ein Register mit den Namen der Gefangenen, welche in dem nächsten Zimmer warten und eier nach dem andern hineingebacht werden. Aufmerksam wird die Gesellschaft von Agenten bewacht, denn die Gefangenen dürfen natürlich nicht mit einander plaudern, da sie sich sonst leicht auf ihre Vertheidigung vorbereiten könnten.

Ich sah, so erzählt Wolff, in der vordersten Reihe bei den Agenten, so daß ich die Repräsentanten der Armut und des Glubs der Weisheit bequem in Augenweite nehmen konnte. Aus dem Bericht über das Verhör wird man sehen können, wie dumm in Wirklichkeit der Pariser Gauner ist, dessen

lobt
Romf
Nach
lassu
Nach
Fam
Stra
Soh
die
mäh
beg
die
fand,
anon
bist
liche
wort
war
bis
ein
bal
Ne
No
über
so
Rat
einer
weil
aber
Der
nach
von
den
Wes
schä
Tag
der
d r u
Zoo
druc
Mal
nich
zu f
Krid
wird
aus
laut
glic
jeder
tefe
der
8 4
zuw
druc
eind
Um
O
im
Ber
war
woh
lung
alle
tag
bevo
um
sehr
muß
(W
Bur
der
„Co
gich
weil
in
wor
An
Bü
der

lohnt. Am 10. Januar er beschimpfte er ihn in seinem eigenen Konferenzzimmer und schlug mit dem Schlüsselbund nach ihm. Nach der dadurch nothwendig gewordenen abermaligen Entlassung als Schuldener verleumdete der Angeklagte bei seinem Nachfolger Hohbed seinen früheren Vorgesetzten und dessen Familie, und am 22. März er beleidigte er auf öffentlicher Straße in symbolischer Weise die Frau Kückheim und deren Sohn. Nichtsdestoweniger erachtete der Berufungsgerichtshof die in erster Instanz erkannte Strafe für zu hart und ermäßigte dieselbe namentlich im Hinblick darauf, daß bei den begangenen Beleidigungen, entgegen der Annahme des Richters, die Schulkinder gar nicht in Mitleidenschaft gezogen worden sind, auf sechs Monate Gefängnis.

Die Beschimpfung einer jungen Dame durch fünf anonyme Postkarten beschäftigte gestern die 93. Abtheilung des hiesigen Schöffengerichts, vor welcher sich der noch sehr jugendliche Handlungsgehilfe Fritz Bollgold dieserhalb zu verantworten hatte. Die gedachte junge Dame, ein Fräulein W., war bei der Mutter des Angeklagten in Pension und hatte bis zu einem gewissen Zeitpunkt, an welchem der junge Mensch ein intimeres Freundschaftsverhältnis anzubahnen versucht haben soll, mit demselben im besten Einvernehmen gestanden. Nach dieser Zeit erhielten ihre nächsten Bekannten anonyme Postkarten, in denen der jungen Dame Lug, Trug und ein lächerlicher Lebenswandel zum Vorwurf gemacht wurde. Die so schwer Beleidigte hatte sofort als den Schreiber dieser Karten den Angeklagten im Verdacht, und sie stellte deshalb einen Straf Antrag gegen ihn. Der gerichtliche Schreibfachverständige war auch aus dem Handschriftvergleich völlig überzeugt, daß der Angeklagte diese Karten geschrieben habe. Derselbe leugnet dies zwar ab, doch aus der Gerichtshof ist nach eigener Prüfung der Handschriften zu der Ueberzeugung von der Thätigkeit des Angeklagten gelangt. Er verurtheilte denselben wegen dieses Akts ungewöhnlicher Rohheit, auf diese Weise den guten Ruf eines unbekannteren Mädchens zu schädigen, trotz seiner Jugend zu drei Monaten Gefängnis.

Arbeiterbewegung, Vereine und Versammlungen.

Wir werden um Aufnahme folgender Zeilen ersucht: **Buchdrucker Vereins!** Der 28. Dezember ist der letzte Tag, an dem es noch einem Jeden unternommen bleibt, aus der „Orts-Kranken-Kasse der Berliner Buchdrucker“ auszutreten. Auf die Nachtheile einer Orts- resp. Zwangs-Kasse hinzuweisen, ist wohl überflüssig. Die Buchdrucker, genannt die Pioniere der Arbeiter, werden auch dieses Mal mit gutem Beispiel vorangehen und diesen letzten Termin nicht verstreichen lassen, ohne aus der Orts-Kasse ausgetreten zu sein.

Bedenke ein Jeder, daß, wenn dieser letzte Tag verstreichen, der Austritt aus der Kasse bedeutend erschwert wird, da demselben eine mehrmonatliche Kündigung vorausgehen muß. Der diesbezügliche Passus im Statut lautet: Artikel 12, Abs. 4. „Beisetzungsmitgliedern ist der Austritt aus der Kasse nur am 1. April jeden Jahres gestattet. Dieselben haben ihr Auscheiden spätestens am 1. Januar bei dem Vorstande anzumelden und in der letzten Woche des März ihre Zugehörigkeit zu einer der im § 4 des Krankenversicherungsgesetzes aufgeführten Kassen nachzuweisen.“ — Deshalb sei ein jeder überzeugungstreu Buchdrucker, der vor allen Dingen das Selbstbestimmungsrecht nicht einbüßen will, auf dem Wege und veräume unter keinen Umständen den letzten Termin, den 28. Dezember.

Der Arbeiter-Bezirks-Verein des Wedding und der Kranenburger Vorstadt hielt am Montag, 22. Dezember, im Vereinslokal „Wedding-Park“, Müllerstraße 178, seine erste Versammlung unter dem neu gewählten Vorstande ab. Derselbe war leider sehr schwach besucht, was seinen Grund einerseits wohl darin hatte, daß die Mitglieder annahmen, die Versammlung würde ebenfalls politisch verbotenen, wie es so ziemlich allen Versammlungen seit den Nachwahlen im 5. und 6. Reichstagswahlbezirk ergangen ist, andererseits wohl auch die nahe bevorstehenden Feiertage die Schuld trugen. Die Sitzung wurde um 9 Uhr 5 Minuten durch den ersten Vorsitzenden, Schriftführer Kunkel, eröffnet. Der erste Punkt der Tagesordnung mußte in Folge der geringen Theilnahme vertagt werden (Wahl einer Statuten-Aenderungskommission). — Zum zweiten Punkt der Tagesordnung (Vortrag) verlas der Vorsitzende, da der Referent abgefragt hatte, einen längeren Artikel aus dem „Correspondenten für Deutschlands Buchdrucker und Schriftsetzer“ über die Arbeitszeit im Mittelalter. In diesem Artikel wird gesagt, daß das Streben nach Verringerung der Arbeitszeit sich schon im Mittelalter geltend machte und zwar besonders in dem Verlangen nach dem sogenannten „blauen Montag“, worüber die alten „Junsbüche“ und „Junsbüchen“ ganz genaue Einblattpunkte liefern. Des Ferneren sind dann verschiedene Bücher angeführt, worin die Nothwendigkeit der Verkürzung der Arbeitswoche nachgewiesen wird, da die damalige tägliche

Arbeitszeit (5 Uhr Morgens bis 7 Uhr Abends) länger war, wie heute, wohingegen jetzt das Streben nach Verkürzung der täglichen Arbeitszeit gerichtet ist. In dem betreffenden Artikel wird sodann noch darauf hingewiesen, daß auch Ende des vierzehnten Jahrhunderts schon Stülch und Zettlohn existierte und daß die Gesellen ihre gewählte Betretung in der Kunstverwaltung hatten. Zum Schluß wird noch der Verfall der Künste und Gesellenchaften und der Sieg der Großproduktion erwähnt, ganz besonders aber, daß do, wo bis in die neuere Zeit die Meister ihre Organisation wahrten, die Gesellenorganisationen als nicht gleichberechtigt, vielmehr als „sozialdemokratisch“ behandelt und demüthigt wurden. Der Vorsitzende unterwarf diesen Artikel einer kurzen Kritik, in welcher er besonderte, daß der von den Kunst- und Gesellenverbänden im Mittelalter eingeführte „blaue Montag“ auf die heutigen Verhältnisse nicht anwendbar sei in Folge des bedeutenden Arbeitsmangels, welchem nur durch die Einführung eines Normalarbeitstages abgeholfen werden kann. — Zum dritten Punkt der Tagesordnung (Verschiedenes) gedachte der Vorsitzende des Kranken-Versicherungs-Gesetzes, durch dessen Einführung verschiedene Arbeiter hinfällig würden, indem die Arbeitgeber die nicht zur Drückerei zahlenden Arbeiter entließen. — Hiernach entwickelte sich noch eine kurze Debatte über den Austritt aus einer Ortskasse beziehungsweise Eintritt in eine freie Hilfskasse, an welcher sich die Herren Ignatius, Kaiser, Kunkel, Etach und Schumann betheiligten. Zum Schluß wurde noch eine offene Frage betr. Gewährung von Rechtschutz als bereits erledigt beantwortet. Mit dieser Verammlung ist das Jahr 1884 als erstes Vereinsjahr geschlossen und ruhen wir dieser Stelle unseren Genossen zu: Glück auf zum neuen Jahre!

Der Bürgermeister von Ravensburg und die Abgeordneten Diez, Grillenberger und Graf Waldburg-Zeil. Die Hamburger „Bürger-Ztg.“ enthält folgendes Eingeladene: Herr Redakteur! Aus dem Berichte über die 18. Plenarsitzung des deutschen Reichstages am 18. Dezember er. ersehe ich, daß bei Gelegenheit der Beratung des Antrages, betreffend Abänderung des Krankenversicherungsgesetzes, der Abgeordnete Graf Waldburg-Zeil erklärte, die „Hauptaufgabe der Abgeordneten Grillenberger, der Bürgermeister von Ravensburg in Württemberg habe den Mitgliedern der freien Hilfskassen unter den Arbeitern erklärt: „Wenn ihr nicht in die Drückerei hineingeht, findet ihr im Krankheitsfalle in unserem Hospital keine Aufnahme“, beruhe vollständig auf Erfindung.“ Dem entgegen hat sich der Abgeordnete Grillenberger für die Wahrheit seiner Behauptung auf Mittheilungen des Abgeordneten Diez berufen. Da nun gewissermaßen die Glaubwürdigkeit dieser Abgeordneten in Frage gestellt ist und ich in meiner Eigenschaft als Vorsteher der Allgemeinen Kranken- und Sterbekasse der Metallarbeiter über die streitige Thatsache näher unterrichtet bin, so halte ich mich im Interesse der Wahrheit für verpflichtet, folgendes der Öffentlichkeit zu übergeben, wozu ich Ihre gütige Vermittelung erbitte: Die Erklärung des Abgeordneten Graf Waldburg-Zeil ist vielleicht insofern richtig, als der Bürgermeister von Ravensburg, so viel mir bekannt, die beregte Aeußerung wirklich nicht gethan hat, wohl aber hat der Bürgermeister von Weingarten bei Ravensburg dem Bevollmächtigten der örtlichen Verwaltungsstelle unserer Kasse in Weingarten gegenüber erklärt: „Wenn Ihre ledigen Mitglieder krank werden, dann schicken Sie nur dieselben nach Hamburg: in unser Krankenhaus kommen sie nicht!“ Außerdem aber ist seitens der Verwaltung des städtischen Krankenhauses in Ravensburg offiziell an unsere Kasse die Anforderung gestellt, nicht nur für die gewöhnlichen Kosten der Verpflegung im städtischen Krankenhaus, welche allein den Betrag der Unterstützung unserer Kasse übersteigen, zu garantieren, sondern die Kasse solle sich auch noch verpflichten, für alle außergewöhnlichen Aufwendungen, als Kohlen, für einen besondern Wärter, für verunreinigtes Geschür, für das Waschen unreiner Kleidungsstücke, event. für Erziehung derselben u. a. auszukommen, widrigenfalls Mitglieder unserer Kasse in das städtische Krankenhaus nicht aufgenommen würden. Dem gegenüber hat der Vorstand der Allgemeinen Kranken- und Sterbekasse der Metallarbeiter die Erklärung abgegeben, daß er gesetzlich nicht berechtigt sei, höhere Verpflichtungen für die Kasse einzugehen, als im Statut vorgesehen sind, worauf seitens unseres Bevollmächtigten in Ravensburg der Bericht einelaufen ist, daß die Verwaltung des städtischen Krankenhauses in Ravensburg, welche doch unzweifelhaft von dem Magistrat von Ravensburg abhängig ist, bei ihrer Forderung beharrt und somit die Mitglieder unserer Kasse im Erkrankungsfall in das städtische Krankenhaus in Ravensburg thatsächlich nicht aufgenommen werden. Genehmigen Sie die Versicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung, mit der ich stets sein werde Ihr ergebener G. Deisinger, 1. J. Vorsitzender der Allgemeinen Kranken- und Sterbekasse der Metallarbeiter (C. S. Nr. 29, Hamburg). Hamburg, 21. Dezember 1884.

Aus Bayern. Wie das „Amb. Tagbl.“ meldet, hat sich das Bleiwerk „Bavarian“ Lead Mining Co. in Freyung in Folge des dauernden starken Rückgangs der Bleipreise zu einer

Schlauheit und Verlogenheit von den Romanschriftstellern so hoch angepriesen wird. Die Sache der Polizei wird dadurch wesentlich erleichtert. Als ich die beherzten Postleuten in Bürgerkleidung, mit ihren frischen, kühnen Gesichtern dort sitzen sah, fühlte ich unwillkürlich Achtung und Ehrerbietung für die Tapferen, die gegen eine mäßige Besoldung von 1200—1600 Franks jährlich uns mit Lebensgefahr gegen Räuber und Mörder in Schanz nehmen.

Der Aufzug wurde eröffnet durch zwei lumpige Straßensubben, soeben beim Stehlen von Viechern in den Festungsweilen erfaßt. Es waren zwei edle Typen der gemeinen Pariser Laugenmilch, die vorgeblich einwendeten, daß sie die Bretter nur entfreundet hätten, um sich eine Schaukel herzustellen. Der Brigadier lächelte ungläubig und sagte: „Es ist nicht das erste Mal, daß ich Euch hier sehe. Versucht nur nicht, es zu leugnen. Ihr seid Beide bereits vier oder fünf Mal wegen Diebstahls bestraft.“ Damit that er so, als ob er ein Buch mit Urtheilsprüdchen durchblättere, schlug aber in Wirklichkeit nur die unbeschrifteten Seiten des neuen Registers um. „Da habe ich es schon“, wendete er sich gegen den Letzteren. „Du bist schon drei Mal verurtheilt.“

„Es ist nicht wahr“, antwortete der Junge, „erst zwei Mal.“

„Beide Male mit diesem Knaben?“

„Nein, einmal mit Jules.“

„Und wo ist Jules?“

„In La Roquette.“

„Recherchen anstellen nach einem jugendlichen Dieb, Jules genannt, der in La Roquette ist.“ also schrieb der Brigadier in seinen Rapport. Darauf wurden die Jungen wieder fortgebracht und herein kam ein ungefähr vierzig Jahre alter Mann, der verhaftet worden war, weil er ein Quin gestohlen hatte.

„Es ist nicht das erste Mal, daß ich Euch hier sehe! Vorwärts, beichtet nur!“

Der Mann schüttelt die langen, greisen Haare, quillt alle Umstehenden nacheinander an, und beginnt unzusammenhängende Reden zu halten über das Kaiserreich, die Republik, Europa und Amerika, über die Rube, welche der arme hat, sich seinen Unterhalt zu verdienen und über den Plan, den er selber entworfen habe, um die gesellschaftliche Arbeit zu regeln. Der Mann macht den Eindruck, als sei er blödsinnig, aber die Polizei ist in dieser Hinsicht misstrauisch und deshalb wurde er zurückgehalten, bis die Gerichtsärzte festgestellt haben würden,

ob man es mit einem erkrankten Diebe oder mit einem Verbrecher zu thun habe.

Ein folgte ein Mann von ungefähr 60 Jahren, mit kurz gekämmtem Haar, bleichem, brutalem Gesicht, dicken Augenbrauen, kleinen Augen, starken Riadbäcken, die heroorstaken wie das Rinn eines Hanswurth, mit einem Wort, das echte Prototyp eines Besessenen. Man hatte ihn in der abgelaufenen Nacht in Haft genommen mit einem Pöckel-Wänner und Frauenkleider, welche offenbar hier und dort zusammengebrochen waren. Er selbst erklärte freilich, daß ein Unbekannter ihm den Pöckel gegeben habe nebst 2 Francs und dem Auftrage, denselben an eine gegebene Adresse zu besorgen. Die Adresse hatte er jedoch vergessen. Das ist eine gewöhnliche Nothlage der Diebe, auf welche die Geheimpolizei wenig Werth legt. Einer der Agenten betrachtet den Angeklagten genau und gibt ein Zeichen, daß er etwas sagen sollte. Der Brigadier giebt ihm sofort das Wort, worauf der Agent die Sache weiter berichtet.

„Ihr braucht nicht zu lägen“, sagt er, den Gefangenen schief betrachtend. „Ich lerne Euch ganz gut. Ihr habt gerade 12 Jahre zu Poissy hinter dem Rücken. Nun seid Ihr genau einen Monat auf freien Füßen, aber die Polizei hat alle Zeit ihr Auge auf Euch gehabt. Als Wohnort ist Euch St. Denis angewiesen; Ihr seht somit, daß ich Euch genau kenne.“

„Es ist der Mühe nicht werth, soviel Aufsehung davon zu machen“, antwortete der Angeklagte mit blödem Lachen. — „Ich weiß ganz gut, was mir bevorsteht. Unterwegs eben bei dem Richter vorgucken, von dort nach Mazas und, wenn ich dann wieder gepöckelt werde, eine Reise nach La Nouvelle, nun, ich habe nichts dagegen!“

La Nouvelle, d. i. Neu-Caledonien, die französische Strafkolonie, bezeichnet harte Arbeit in freier Luft und das ist das Ideal aller Verbrecher. Oft passiert es, daß, wenn ihnen Zurücksendung in's Gefängnis in Aussicht gestellt wird, sie mit allerlei Erkenntnissen über von ihnen begangene Verbrechen an den Tag kommen, nur um nach Neu-Caledonien, dem Dorado der Gauner passsport zu werden.

Selten trifft man unter den täglich in's Bureau geführten Hinfälligen, solche ar, welche Interesse erregen — einen Greis, durch Armut zum Verbrecher geworden, ein ausgehungertes Kind, das durch Hunger zum Diebstahl getrieben wird, eine arme Frau die durch einen lächerlichen Ehemann verlassen worden ist und auf Bettel ausgeht, — kurzum arme Schicksalige des Lebens, bei welchen die Justiz

erblichen Betriebsbeschränkung veranlaßt gesehen und den größten Theil der Arbeiter entlassen. In der ersten Hälfte des Jahres waren durchschnittlich über 400 Mann beschäftigt; in Folge der schon vor einigen Monaten geschehenen Einstellung des Nachbetriebes wurden etwa 200 Mann entlassen, denen in Folge der neuesten Beschlüsse noch etwa 160 Mann folgen werden. — In Großbergdorf bei Cham schlüpfte ein Dieb in den Backofen des Wirthshauses, um dort zu übernachten. Am anderen Morgen fand man den Unglücklichen jämmerlich verbrannt als Leiche vor.

Zum Besten eines zu gründenden Belohnungs- und Unterstützungsfonds für Droschkenfürer veranstaltet der Berliner Droschkenverein in den Gesamtträumen der „Bildharmonie“ am Donnerstag, den 15. Januar 1885 eine Abend-Unterhaltung mit Tanz und And Villetts im Vereins-Bureau Fischerstraße 14 & 75 resp. 50 Pf., Loge & 1 R., zu haben. Des anerkennenden Zweckes wegen sei dem Unternehmen in allen dem Gesamtführwesen naheliegender und Interesse bedeutenden Kreisen der beste Erfolg prognostiziert. Will es doch endlich einmal auch für die so oft „gekackten“ Droschkenfürer ausgiebige Mittel bereit zu stellen, treuen Dienst im Verufe anzuerkennen und unverschuldetes Leid zu mildern.

Von der Lohnkommission der Schneider ist zu Sonnabend, den 27. Dezember (3. Feiertag), Vormittags 10 Uhr, im „Deutschen Kaiser“, Lothringersstraße 37, eine große öffentliche Schneiderversammlung einzuberufen, um zu berathen, welche Schritte zu thun sind, um die so tief gesunkenen Löhne, speziell in der Konfektionsbranche zu heben, und glauben wir, daß es nur dieses Hinweises bedarf, um der Versammlung recht zahlreichen Besuch zuzuführen.

Eine Massenversammlung sämtlicher Berliner Kürschner findet am 2. Weihnachtsfeiertag, Vormittags 10 Uhr, im Saale zum Deutschen Kaiser, Lothringersstr. 37, statt. Die Tagesordnung lautet: 1. Bericht der Lohnkommission. 2. Ist eine Lohn- und Arbeitsstatistik für unsere Lohnbewegung notwendig? 3. Wahl dreier Revisoren für den Unterstützungsfonds. 4. Antrag der Lohnkommission auf Vernehmung ihrer Mitglieder von 11 auf 15. — Der wichtigen Tagesordnung wegen ist es Pflicht eines jeden Kürschners, am Plage zu sein.

Im Verein zur Pflege freireligiösen Lebens finden an den Weihnachtsfeiertagen keine Vorträge statt, dagegen spricht am Sonntag, den 28. d. Mtz., im Gesellschaftshaus, Niederwallstr. 20, Vorm. 10 Uhr, Herr Prediger Hofferichter über das Thema: „Jesus am Jakobskünnen.“ Herren und Damen steht der Zutritt frei.

Eine außerordentliche Generalversammlung der Berliner Hutmacher und verwandten Berufsangehörigen findet Sonntag, den 11. Januar, Vormittags 11 Uhr, im Palmenaal, Neue Schönhauserstraße 20, statt. Tagesordnung: Vorstandswahl.

Allgemeine Kranken- und Sterbekasse der Metallarbeiter, eingeschriebene Hilfskasse zu Hamburg, Filiale Berlin. Sonntag, den 28. Dezember, Vormittags 9 1/2 Uhr, Mitgliederversammlung in Keller's Gesellschaftshaus, großer Saal, Andreassstraße 21. Tagesordnung: 1. Kaschenbericht. 2. Bericht der Kommission über die vorzunehmende Theilung der Filiale Berlin. 3. Verschiedenes. Das Mitgliedsbuch legitimirt.

In der Böhmisches Brauerei, Landsberger Allee, findet am 2. Weihnachtsfeiertag, Vormittags 10 einhalb Uhr, eine von dem Gesangsverein „Victoria“ veranstaltete Wohlthätigkeitsmatinee statt; das reichhaltige und abwechslungsreiche Programm wird allseitig Anklang finden, so daß wir nur den Besuch desselben empfehlen können.

Gemeinnütziges.

Sitte und Mittel dagegen. Bei Vergiftungen durch Biß, Schwämme u. s. w. nehme man Brechmittel, Nisinsüßöl und eröffnende Clystere; bei Vergiftung durch Nitroin, Essig und Essigsäure; bei Vergiftung durch Grünspan viel warmes Wasser, worin Butter gelöst ist, dann Eiweiß mit Wasser oder Milch, Honig und Juckwasser. Bei Vergiftung durch Säuren, Magnesia mit Wasser, gepulv. Kreide, Mandelmilch, Milch, kaltes Wasser; bei Alkalivergiftung, Brechmittel, kohlensaure Alkalien (kohlensaure Magnesia, kohlensaures Natrium u. s. w.), Milch; bei Wundvergiftung, Brechmittel, Alkalien, Eiswässerungen und Essigsäure. Es gelten diese Angaben nur als eilrige, erste Mittel, während man nicht unterlassen darf, inzwischen einen Arzt schnell zu rufen.

Um Kost von Stahl zu vermeiden. Größere Gegenstände frade man 24 Stunden in Petroleum und hülle sie in einen wollenen Lappen ein, der mit Petroleum getränkt ist und reibe schließlich die Koffseite mit seinem Fingerring ab. Kleinere Gegenstände, wie Messer, Gabel, Werkzeuge u. s. w. schlägt man vor Kost, indem man sie heiß macht und dann mit weichem Wachs oder Paraffin einreibt, dann erhitzt man sie von Neuem, bis das Wachs ganz eingefloßen ist und reibt zum Schluß mit einem wollenen Lappen ab. Messern und Gabeln, die nicht gebraucht werden, schlägt man einfach, indem man sie mit etwas Klauenfett überfährt.

stets den obwaltenden Umständen Rechnung trägt. Dagegen folgen die Verbrecher aller Gattungen rasch aufeinander, die täglich in gleicher Weise verurtheilt werden. Frauen, die auf die tiefste Stufe gefallen sind, Männer, die von den Diebstählen ihrer Frauen und Kinder leben, alle kommen sie hinter einander in's Bureau herein.

Dort kommt ein junger Mensch in's Bureau, schlank von Gestalt und gekleidet, mit rothen geschwellenen Augen. Er ist am Tage vorher auf Befehl des Inspektionsrichters verhaftet.

„Was ist Ihr Beruf?“

„Postbeamter.“

„Unterhaltungen von Geldern also?“

„Ja, 10—12000 Franks.“

Die Antworten werden mit schwacher, bebender Stimme gegeben; anscheinend ist es sein erstes Vergehen. Aber wie kommt es denn, daß er so tief gesunken? Jetzt ist er für ewig verloren. Der Brigadier, obgleich ergraut in seinem Amt, scheint dasselbe zu denken.

„Das ist ein ernstes Fall“, — sagt er düster — „bringt den Herrn fort.“

Nach diesem erscheint ein gutgekleideter, etwa vierzigjähriger Mann, der einen falschen Wechsel in Umlauf gesetzt hat, und darauf eine dunkelblonde, zerlumpte italienische Frau aus einer der Vorstädte, die ihrem Liebhaber ein Portemonnaie fortgenommen hat. Der letzte der Verhörten ist ein Deb aus der Provinz, dessen Verhaftung von dem Agenten, welcher ihn begleitet, folgendermaßen geschildert wird:

„Sie wissen, Brigadier, es ist ein gemeiner Kerl, den wir lange im Auge hatten. Gestern hörte ich, daß er hier in einem Hotel garat logte. Um Aufsehen zu vermeiden, ging ich mit einem Kameraden dorthin, der unten an der Thür stehen blieb. Ich bin in fünf Minuten nicht zurück, dann ist es der Kerl, sagte ich. Ich klopfte den Logiswirth heraus und fragte ihn, ob der Gesuchte bei ihm sei. Ja, lautete die Antwort, auf Nr. 8. — Der Wirth und ich gingen jetzt hinauf und klopfen an die Thür. Der Mann, halb angekleidet, öffnet, versucht aber, als er uns sieht, die Thür in's Schloß zu werfen. Ich trabe rasch hineinzukommen, werde aber zwischen Thür und Pfosten eingeklemmt. Glücklich erweise ist der Wirth ein Italiener, der die Thür öffnete und mich aus meiner engeren Zustand befreite. Fragwollen kam auch mein herein und einen Augenblick später hatten wir ihn er.“

